JOHANN ANTON LEISEWITZ: EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN...

Gregor Kutschera von Aichbergen




THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Zur Säcularfeier

des

„Julius von Tarent"

Johann Anton Leisewitz

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur
im XVIII. Jahrhundert

Von

Gregor Kutschera v. Zichbergen

Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben

Wien
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn
1876

r t.

rift stand im Begriffe, auf
ctorsgrad an hiesiger Uni-
entriß. Das Manuscript,
vorlag, blieb in meinen
emit st diese Arbeit, welche auf
rde r Oeffentlichkeit übergebe,
icht auf das mannigfaltig
h des Vaters des Verstor-
en Schüler.
hr vergönnt, die schon im
vie er beabsichtigte, einer
tung zu unterziehen. Ich
nir nur solche Aenderungen
issen nach bereits in Sinn
hatten oder durch die un-
für den Druck unausweich-
her in Anschlag zu bringen,
ines einundzwanzigjährigen
so denke ich, dem Streben
nach Gründlichkeit und sicherer Methode in diesem monographischen Beitrage zur Geschichte unserer Literatur wolwollende Anerkennung und dem vorzeitigen Tode des Verfassers Bedauern und Teilnahme nicht versagen.

Es war ein lebhafter Wunsch des Verstorbenen, seine Schrift zum Gedächtnisse des hundertjährigen Erscheinens des „Julius von Tarent" zu veröffentlichen. Diesem Wunsche habe ich durch Einfügung eines Widmungsblattes Ausdruck gegeben.

Zugleich mit seiner Monographie bereitete der Verfasser eine kritische Ausgabe der sämmtlichen Schriften Leisewitzens und zunächst des „Julius von Tarent" vor. Dieß kann durch ihn selbst nun nicht mehr erfolgen! Eingehende Vorarbeiten hiefür sind im Nachlasse vorhanden.

Bei seiner Arbeit hatte sich der Verfasser, wie im einzelnen aus dem Buche selbst ersichtlich wird, von vielen Seiten her för-

Vorwort.

Der Verfasser gegenwärtiger Schrift stand im Begriffe, auf Grund derselben den philosophischen Doctorsgrad an hiesiger Universität zu erlangen, als ihn der Tod entriß. Das Manuscript, das eben meiner amtlichen Beurteilung vorlag, blieb in meinen Händen zurück. Wenn ich hiermit selbst diese Arbeit, welche auf meine Anregung ausgeführt wurde, der Oeffentlichkeit übergebe, so bestimmt mich hiezu teils die Rücksicht auf das mannigfaltig Neue ihres Inhaltes, teils der Wunsch des Vaters des Verstorbenen und die Pietät für einen trefflichen Schüler.

Es war dem Verfasser nicht mehr vergönnt, die schon im vorigen Jahre abgeschlossene Schrift, wie er beabsichtigte, einer bessernden und ergänzenden Ueberarbeitung zu unterziehen. Ich selbst habe die Vorlage bewahrt und mir nur solche Aenderungen gestattet, welche meinem bestimmten Wissen nach bereits in Sinn und Absicht des Verstorbenen gelegen hatten oder durch die unmittelbare Redaction des Manuscriptes für den Druck unausweichlich schienen. Bei der Beurteilung ist daher in Anschlag zu bringen, daß es sich um die Erstlingsarbeit eines einundzwanzigjährigen jungen Mannes handelt; aber man wird, so denke ich, dem Streben nach Gründlichkeit und sicherer Methode in diesem monographischen Beitrage zur Geschichte unserer Literatur wolwollende Anerkennung und dem vorzeitigen Tode des Verfassers Bedauern und Teilnahme nicht versagen.

Es war ein lebhafter Wunsch des Verstorbenen, seine Schrift zum Gedächtnisse des hundertjährigen Erscheinens des „Julius von Tarent“ zu veröffentlichen. Diesem Wunsche habe ich durch Einfügung eines Widmungsblattes Ausdruck gegeben.

Zugleich mit seiner Monographie bereitete der Verfasser eine kritische Ausgabe der sämmtlichen Schriften Leisewitzens und zunächst des „Julius von Tarent“ vor. Dieß kann durch ihn selbst nun nicht mehr erfolgen! Eingehende Vorarbeiten hiefür sind im Nachlasse vorhanden.

Bei seiner Arbeit hatte sich der Verfasser, wie im einzelnen aus dem Buche selbst ersichtlich wird, von vielen Seiten her för-

dernder Unterstützung zu erfreuen. Jenen Männern, welche dem jungen Gelehrten freundliche Hilfe brachten, vor allen Herrn Stadtarchivar Ludwig Hänselmann in Braunschweig, spreche ich im Namen des Verstorbenen und meinerseits der Verlagshandlung, besonders meinem verehrten Freunde Moriz Gerold, für das Entgegenkommen bei Uebernahme und Ausstattung des Werkchens warmen, verbindlichen Dank aus.

Es liegt mir die Pflicht ob, dieser Dissertationsschrift die üblichen Nachrichten des „curriculum vitae" anzuschließen.

Der Verfasser wurde am 14. December 1853 in Peterhof bei Netoliz im südlichen Böhmen als Sohn des fürstlich Schwarzenberg'schen Hofrates Franz Kutschera Ritter von Aichbergen geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er an der Volksschule zu Postelberg und besuchte hierauf die Gymnasien zu Komotau, auf der Kleinseite zu Prag und das akademische Gymnasium zu Wien, an welchem er am 4. Juli 1872 die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung bestand. Besonders dankbar gedachte er des Unterrichts und der Anregung, welche ihm am Gymnasium zu Komotau durch Prof. Karl Feiler und am akad. Gymnasium zu Wien durch Prof. Karl Greisdorfer und den verstorbenen Director Franz Hochegger zu teil ward. Im October 1872 bezog er die philosophische Facultät der Wiener Universität, war jedoch im ersten Jahre durch den Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger, welchen er nach abgelegtem Examen mit Erlangung der Officierscharge beendigte, seinen Studien noch teilweise entzogen. Von Kindheit an deutschem Wesen ergeben, von der Familie und der Schule sowie durch früh unternommene Reisen in Oesterreich und Deutschland darin bestärkt und gefördert, hatte er deutsche Philologie zum Hauptstudium und zur Lebensaufgabe gewählt. Er besuchte Collegien über Philosophie und classische Philologie, namentlich aber meines Collegen Prof. Richard Heinzel und meine eigenen Vorlesungen und Uebungen über deutsche Sprache und Literatur. Von ersterem angeregt, veröffentlichte er in der Zeitschr. f. d. Altert. (N. F. Bd. 7 S. 80 ff.) „Fragmente einer Tristanhandschrift". — Er starb in Folge einer heftig auftretenden Brustkrankheit nach kurzem Krankenlager am 21. April d. J.

Wien, den 28. August 1876.

Karl Tomaschek.

Einleitung.

Ein Jahrhundert ist dahingegangen, seit Leisewitz ein dramatisches Werk geschrieben, das seiner Zeit allgemein mit Beifall aufgenommen, nach dem maßgebenden Ausspruche G. E. Lessing's zu den schönsten Hoffnungen für die dichterische Tätigkeit des Verfassers berechtigte. Wurden diese Erwartungen auch nicht erfüllt, so bleibt dem Dichter des „Julius von Tarent" nichtsdestoweniger eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte der dramatischen Literatur Deutschlands gesichert. Diese Tragödie, in der sturm- und drangvollen Jugendepoche des deutschen Theaters entstanden, erhebt sich, den Werken Lessing's, des Regenerators der deutschen Bühne, nacheifernd, durch künstlerisches Maß über die gleichzeitigen Erzeugnisse dieser Art und durch die entschiedene Einwirkung auf die Jugenddichtungen Schiller's erlangt sie besondern historischen Wert.

Das Leben, die literarische Tätigkeit und Bedeutung Leisewitzens darzustellen, ist die Aufgabe der vorliegenden Schrift. Nach beiden Richtungen hin war bis jetzt wenig geschehen, konnte aber auch nur wenig geschehen sein; denn die ergiebigste Quelle dafür, den handschriftlichen Nachlaß des Dichters, glaubte man lange verloren. Erst in den letzten Jahrzehnten wurden einige Nachrichten darüber veröffentlicht [1]), doch blieb der Nachlaß selbst der Benutzung für literarhistorische und biographische Zwecke bisher verschlossen. Ohne die Benutzung dieser Hauptquelle ist aber eine eingehende Darstellung des Lebens, der reichen, bisher fast unbekannten literarischen Tätigkeit und der mannigfaltigen Geistesinteressen des Dichters nicht möglich gewesen. Für die richtige Erkenntniß des eigentümlichen Naturells Leisewitzens und seiner

[1]) Danzel-Guhrauer II² 338; — Herrig's Archiv XXXI, 355; — O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing, S. IV.

literarischen Production, deren Art und Weise allein die Erklärung für seine dem „Julius“ folgende scheinbare Untätigkeit auf dem Gebiete der Literatur gibt, erhalten wir daraus wichtige Beiträge. Dieser Nachlaß, der sich gegenwärtig im Stadt-Archive zu Braunschweig befindet, enthält:

1. Das Originalmanuscript des „Julius von Tarent“. Dasselbe ist auf 122 Blättern sehr groben Papieres geschrieben und von Dr. K. Schiller zu einem Bande in 4° vereint worden. In dessen Besitz war es im Jahre 1849 als ein Geschenk des Herrn Herm. Langerfeldt aus dem Nachlasse seines Vaters, des weil. geh. Finanzrates Langerfeldt, Neffen des Dichters und Miterben von dessen Wittwe, übergegangen. Das Manuscript ist bis auf zwei unbedeutende Lücken (Act IV, Sc. 2, S. 12 der Schweiger'schen Ausgabe, wo von Z. 14 an 15 Zeilen fehlen, und Act V, wo die dritte Scene fehlt) vollständig erhalten; außerdem befindet sich auf S. 185—190 eine jetzt in den Ausgaben fehlende 1. Scene des V. Actes; Act I, Sc. 1 vollständig aber mit einem beschädigten Blatte, Bruchstücke von Act I, Sc. 6; Act III, Sc. 8; Act V, Sc. 2 (jetzt Sc. 1) in duplo von Seite 223 an beigefügt. Auf Seite 120 befindet sich die Bestätigung des geh. Finanzrates Langerfeldt, daß dieß die Schrift Leisewitzens sei, und auf Seite 148 die Worte an Hölty: „In größter Eile lieber Hölty, oder auch kan der Ludimagister loci nicht helfen. L.“ Den meisten Scenen ist das Datum der Entstehung, oder vielleicht, wie sich aus den doppelt vorhandenen schließen läßt, der Umarbeitung beigefügt, ein beachtenswerter Umstand für die Entstehung der Dichtung. Wichtig ist der Text insoferne, als er viele interessante Varianten bietet und für eine Herausgabe der Tragödie, die ich nun nebst jener der andern erhaltenen Schriften des Dichters vorbereite, eine sichere Grundlage gibt, da er nicht allein die Sprache und Ausdrucksweise des Dichters herzustellen erlaubt, sondern auch die in die Ausgaben eingedrungenen Fehler corrigirt.

2. Ein Fragment des Lustspieles „Der Sylvesterabend“. Dasselbe besteht aus 4 Bll. und enthält die 2. Scene des V. Actes. Es ist der einzige Ueberrest des gewiß ganz vollendeten Stückes. Seit 1849 im Besitze Dr. Schiller's, galt es nach seinem Tode für verloren und wurde erst im Oktober 1875 vom Archivar Hänselmann wieder aufgefunden.

3. Die Briefe an Sophie Seyler, des Dichters Braut. Dieselben, 102 an der Zahl, vom 24. Oktober 1777

bis 8. September 1781 reichend, sind leider nicht vollständig erhalten. Aus den Aufzeichnungen in den Tagebüchern geht nämlich hervor, daß im Jahre 1779 allein 107 Briefe geschrieben wurden; ein großer Teil also ist verloren gegangen. Sie geben Aufschluß über manche Ereignisse in Leisewitzens Leben, gewähren aber namentlich einen woltuenden Einblick in das schöne Herzens- und Gemütsleben des Dichters und dadurch nicht nur einen wichtigen Beitrag zu seiner Charakteristik, sondern auch, da Sophiens Briefe nicht vorhanden sind, Züge zu deren Bilde. Am Schlusse eine treffliche Charakteristik der Braunschweiger Gesellschaft. Auf Papier verschiedenen Formates mit sehr deutlicher Schrift geschrieben, sind sie nun zu einem Bande vereinigt.

4. Die Tagebücher [1]). Sie bestehen aus 10 Bänden in 4°, reichend vom 1. Januar 1779 bis 22. März 1781, und aus einem Bande in gr. 4° mit der Ueberschrift: „Mich betreffende Nachrichten und Betrachtungen", 25. December 1781 bis 10. April 1787, 70 S.

In den zuerst bezeichneten 10 Bänden sind während der angegebenen Zeit täglich Aufzeichnungen niedergelegt. Sie berichten über die Vorkommnisse des ganzen Tages: mit großer Genauigkeit werden namentlich während der ersten Monate die Stunde des Aufstehens, dann die darauf folgende Beschäftigung, Lectüre, Arbeiten, erhaltene und abgeschickte Briefe, Besuche, allerlei Ereignisse, dazwischen Anekdoten, persönliche Bemerkungen, Träume, Wetter, Richtung und Art der Spaziergänge und die eigenen Gesundheitsverhältnisse verzeichnet. Die über letztere mit ängstlicher Sorgfalt angestellten Beobachtungen und Betrachtungen nehmen oft den bei weitem größten Raum des Buches in Anspruch, da sich Leisewitz nicht mit der Anführung seines Gesundheitszustandes im allgemeinen und besonderen begnügt, sondern meistens auch die angewandten Mittel und ihre Wirkung angibt, die mutmaßlichen Ursachen einer Besserung oder Verschlechterung des Zustandes erörtert und Vorsätze über zu treffende Vorsichtsmaßregeln verzeichnet. Solche Stellen zeugen so recht für Leisewitzens hypochondrisches Wesen, das ihm nicht allein manche Stunde verbitterte, sondern auch in anhaltender geistiger Beschäftigung hinderlich war. Wich-

---

[1]) Bruchstücke daraus sind gedruckt: Danzel-Guhrauer II² 339 ff.; — O. v. Heinemann a. a. O. S. 130 ff.; — Herrig's Archiv a. a. O. S. 380, 397—401.

tiger aber ist, daß man dadurch, daß der Dichter eine so genaue Tagesgeschichte in sein Buch einträgt, auch über seine literarische Wirksamkeit, wirklich ausgeführte oder nur geplante Arbeiten Kunde erhält, sowie ein Bild seiner großen Bildung und vielseitigen Geistesinteressen sich entwerfen kann. Beiträge zur Charakteristik vieler und namentlich literarischer Persönlichkeiten und Zustände ergeben die Tagebücher gleichfalls, besonders die Aufzeichnungen während einer August bis September 1780 unternommenen Reise nach Weimar und Gotha. — Manche Stellen dieser Tagebücher sind in Geheimzeichen geschrieben. Sie zu entziffern macht der Umstand, daß sie in continuo ohne Wortabsatz folgen, beinahe unmöglich. Uebrigens mußte ich mich verpflichten, die genannten Stellen nicht zu berücksichtigen. Sie werden wol zumeist heikle persönliche Notizen, weniger Wichtiges zur Charakteristik des Dichters enthalten.

Der 11. Band hat relativ den größten Wert. In ihm sind von dem Dichter selbst die aufrichtigsten Bekenntnisse über sein Wesen sowie die Weise seiner Production niedergelegt. Die Wahrheit derselben wird aus der den früheren Bänden zu entnehmenden Anschauung vollständig bestätigt. Nicht täglich wie früher, sondern nur von Zeit zu Zeit erfolgen nunmehr die Aufzeichnungen, die vorerst, wie einige erhaltene Blätter zeigen, besonders ausgearbeitet worden zu sein scheinen, während er früher directe Niederschriften machte. Ueber die Art und Weise, wie er dieses Tagebuch führen wolle, spricht sich der Dichter, der vom 22. März bis 25. December 1781 nichts von seinen Erlebnissen verzeichnet hatte, auf dem ersten Blatte folgendermaßen aus: „Also ein neus Tagebuch. Allein über die Art und Weise bin ich noch nicht völlig entschlossen: Vielleicht gebe ich dem Dinge etwas mehr pragmatische Würde, nehme die Geschichte mehrer sich ähnlichen Tage zusammen, binde mich mehr an den Zusammenhang des Merkwürdigen, als an die Folge der Zeit."

5. Collectaneen über Braunschweigs Verfassung und Verwaltung. Es sind dieß die von Leisewitz für den Unterricht des Erbprinzen Carl angefertigten Aufzeichnungen, welche in möglichst vollständiger und übersichtlicher Weise ihre Aufgabe zu erfüllen suchen und als Sammelwerk ein Zeugnis emsigen Fleißes und großer Gründlichkeit sind.

6. Leisewitziana. In einer großen Enveloppe vereinigt sind hier viele wichtige Documente zum Leben des Dichters gesammelt: Bestallungs- und Nachlaßacten, Diensteszuschriften, Briefe

von und an Leisewitz und dessen Angehörige, 13 Tagebuchblätter in Halbbogen aus den Jahren 1787—1790 und andere minder wichtige Papiere.

Außerdem lieferten mir noch einige schriftliche Aufzeichnungen des im Jahre 1874 verstorbenen, um die deutsche Literatur vielfach verdienten Dr. K. Schiller, dessen Nachlaß gleichfalls dem Braunschweiger Stadtarchive angehört, manche wertvolle Daten.

Zu diesem reichen handschriftlichen Materiale kommen seit der von Dr. Schweiger mit Sorgfalt und gewissenhafter Benutzung der gedruckten Quellen 1838 abgefaßten Biographie des Dichters [1]) einige nicht unwichtige gedruckte Daten.

Wichtig waren ferner einige Briefe, die bisher unbekannt oder doch unbenutzt waren. Ich gebe nachstehend eine Zusammenstellung der mir bekannten gedruckten und ungedruckten Briefe des Dichters, die sich vielleicht, angeregt durch diese Veröffentlichung, noch wird vermehren lassen.

I. Gedruckte.

1. An die Pastorin Wichmann in Celle. (Wieland's Neuer teutscher Merkur 1806, III. 287—294. Abermals in Schweiger's Ausgabe S. 219—224.)

2. An Herder. (Von und an Herder, III. 237.)

3. An den Bibliothekar Reinwald in Meiningen. (Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge von Sachsen-Meiningen. Herausgegeben von L. Bechstein. Halle 1856. S. 186—189.)

4. An Sophie Seyler in Hannover. Von den 102 erhaltenen Briefen sind 22 gedruckt in Herrig's Archiv XXXI, S. 353—410. Der Abdruck bindet sich nicht an die sprachlichen und orthographischen Eigentümlichkeiten des Dichters und enthält außerdem mehrfache Auslassungen.

5. An Professor Lichtenberg in Göttingen, betreffend Lessing's Tod. (Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur 1781. Jahrg. II, St. 1, S. 176—180. Abermals in den Schriften von J. A. Leisewitz u. s. w. [Meisterwerke deutscher

[1]) Sämmtliche Schriften von Joh. Ant. Leisewitz. Braunschweig 1838, S. X ff. Den daselbst gegebenen Nachweis der Quellen wiederholt und erweitert C. G. W. Schiller: Braunschweig's schöne Literatur in den Jahren 1745—1800. Wolfenbüttel 1845, S. 113. Die seit dieser Zeit neu hinzugekommenen Nachrichten über Leben und Werke werden an den entsprechenden Orten eingefügt werden.

Dichter und Prosaisten. Wien 1816. 12 Bdchn. S. 169 ff.]
Ferner bei Schweiger S. 113 ff. und in der Ausgabe des Julius von Tarent, Berlin 1870, S. 114 ff.; an beiden Orten mit Weglassung des Sectionsbefundes.)

6. An Vieweg in Berlin (?). (Sammlung historisch berühmter Autographen oder Facsimiles von Handschriften ausgezeichneter Personen alter und neuer Zeit. Stuttgardt 1845. 1. Heft. Vgl. Beilage 5.)

7. An den Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel. (Schweiger's Ausgabe S. 225—290.) „Nur dasjenige, was allgemeines Interesse hat, ist daraus abgedruckt. Briefe aber und ganze Stellen, worin nur von Dienstleistungen, wie sie ein Bekannter dem andern erweiset, und von kleinlichen häuslichen Angelegenheiten die Rede ist, hat der Herausgeber unbedenklich unterdrückt." (Schweiger S. V.)

II. Ungedruckte.

1. An den Hofapotheker Andreä in Hannover.

2. An Ch. Ph. Iffland in Hannover.

3. An den Kammerrat v. Schrader in Braunschweig. (Sämmtlich unter „Leisewitziana" im Stadtarchive in Braunschweig.)

4. An Rector Cunze in Schöningen.

5. An Eschenburg in Braunschweig. (Diese Briefe befinden sich in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Vgl. Beilage 6.)

6. An den Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (im Archive zu Wolfenbüttel).

7. An Vieweg in Berlin (im gräflich Černin'schen Archive zu Neuhaus).

8. An Professor Dietrich Hegewisch in Kiel (im Besitze das Herrn Professors K. Weinhold).

9. An die Campe'sche Buchhandlung zu Hamburg (in der Radowitz'schen Sammlung der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Vgl. Beilage 7).

Erstes Buch.

Leisewitz' Leben.

„Die folgenden Zeilen enthalten die Erinnerung an einen Mann, der es werth ist, in dem Gedächtnisse der Deutschen fortzuleben. Sein stiller Geist, sein reines Gemüth und sein Interesse für wahrhaftes Vaterland machen sein Andenken ehrwürdig."

A. Klingemann (Theater II. Thl.).

Erster Abschnitt.

Jugendjahre bis zum Abschlusse der Studien in Göttingen.
(1752—1774.)

Geburt. Eltern.

Johann Anton Leisewitz erblickte das Licht der Welt zu Hannover am 9. Mai 1752, als das erstgeborne Kind des Johann Ewald Leisewitz, eines reichen Weinhändlers in Celle, und der Catharina Luise von der Beeken [1]) aus Hannover. Der Vater war, wie sich aus einigen noch erhaltenen Handelsbüchern ergibt, vom Jahre 1733—1737 in Amsterdam gewesen und in letztgenanntem Jahre nach Hamburg übersiedelt. Wie und wann er von da nach Celle gekommen und die Verbindung mit C. L. von der Beeken eingegangen, konnte nicht ermittelt werden [2]). Eine Tochter, Marianne Luise, wurde dem Leisewitz'schen Ehepaare am 30. Mai 1753 in Celle geboren. Dieselbe vermählte sich im Jahre 1773 mit dem Braunschweiger Kaufmanne Winkelmann, in dessen Hause der Dichter Leisewitz während seines nachmaligen Aufenthaltes in Braunschweig gern und viel verkehrte.

Erste Jugendjahre.

Ueber die Familienverhältnisse, die erste Jugendzeit und Geistesentwicklung des Dichters ist nicht viel bekannt. Er besuchte in Hannover das Gymnasium, das unter der Leitung Ballhorn's [3]) stand, dessen hohe Achtung vor Lessing auf den jungen Gymnasiasten schon damals von großem Einflusse war. Innig

[1]) In dem Taufscheine der Schwester Leisewitzens wird die Mutter von der Baick genannt; doch ist sie in einem im Jahre 1738 geschriebenen plattdeutschen Gratulationsgedichte Cathrin Louischen von der Beeken unterzeichnet, so desgleichen in den im Nachlasse befindlichen Acten. Sie war 1732 geboren und starb 1816.

[2]) Eine deshalb an den Stadtmagistrat in Celle gerichtete Anfrage blieb resultatlos.

[3]) Ueber **Ballhorn**, der 1760—1774 Leiter des Gymnasiums war, vergleiche Meusel's Lexicon I, 150 ff.

befreundete er sich daselbst mit Christ. Philipp Iffland [1]), dem Bruder des berühmten Schauspielers August Wilhelm, und blieb mit demselben das ganze Leben hindurch in herzlicher Freundschaft verbunden, welche folgendes Stammbuchblatt feiert [2]):

„O Du, mit dem mich schon früh die Freuden der Kindheit vereint,
O sey als Mann und als Greis, sey ewig mein zärtlicher Freund!
Dich lieben, mein Bruder, ist mir der Freundschaft heiligste Pflicht;
In jeglichem Erdstrich, in jeglichem Lande,
An Tethüos ewig berauschendem Strande,
Dort, wo ich Alles vergeße, vergeß' ich Dich nicht!"

Göttingen. Universität.

Im Jahre 1770 bezog Leisewitz die Universität Göttingen, um daselbst das Studium der Rechte zu beginnen, und wurde am 16. Oktober in die Zahl der Studirenden aufgenommen [3]). Die ganze Zeit seines vierjährigen Aufenthaltes in Göttingen wohnte er bei dem Stadtregistrator Horn in der Jüdenstraße. Nun begann für ihn ein reger Verkehr mit geistvollen Altersgenossen, mit vielen der strebenden Jünglinge, für welche eben im Anfange der 70er Jahre Göttingen ein Sammelplatz gewesen. Einige Stammbuchblätter jener Zeit gewähren uns einen willkommenen Einblick in den Kreis seiner Bekanntschaften [4]). Bereits im Jahre 1771 war er mit Wehner, C. Grosch aus Kassel, J. L. Passavant, vielleicht einem Bruder jenes Passavant, der 1775 Goethe's Reisegefährte gewesen, mit G. Ch. Grimm, R. C. von Spörken, O. C. Hahn und Gildemeister [5]) mehr oder weniger befreundet.

Freundschaftliche Beziehungen.

Neben diesen minder bekannten Namen tritt G. A. Bürger hervor, der eine Strophe des Gedichtes „Das vergnügte Leben" (dessen Uebersetzung aus dem Französischen also einer früheren Zeit, als dem in seinen Gedichten beigefügten Datum 1773 angehört) mit der Widmung: „Erinnere Dich zuweilen an Deinen aufrichtigen und zärtlichen Freund Gottfr. August Bürger" in

[1]) Christ. Phil. Iffland ist geboren am 17. Oktober 1750 und war Stadtgerichtsdirector zu Hannover. Er schrieb: „Casp. Haneboth. Ein Beitrag zur Geschichte und Charakteristik der Stadt Hannover um die Zeit des 30jährigen Krieges." (Hannöver'sches Magazin 1817. St. 1—3.)

[2]) Eine Abschrift desselben befindet sich in Dr. Schiller's Nachlasse mit der Jahreszahl 1805. Ich weiß jedoch nicht, ob dieselbe genau das Jahr der Entstehung bezeichnet.

[3]) Schweiger, S. XI.

[4]) Darüber A. Strodtmann in der Nationalzeitung vom 28. November 1874.

[5]) Tagebuch, August 1779.

Leisewitzens Stammbuch schrieb; dann treffen wir Bürger's nachmaligen Schwager Heinrich Johann Jakob Elderhorst aus Celle und dessen Bruder; den Leipziger Friedrich Gotthard Findeisen, welcher auch mit Klotz befreundet war, und den Juristen F. A. Klockenbring[1]), mit dem Leisewitz während seines folgenden Hannöver'schen Aufenthaltes gerne verkehrte und auch später im Briefwechsel blieb. Besonders aber muß hervorgehoben werden Albrecht Thaer[2]), der Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, welcher jetzt und die folgenden Jahre unserm Dichter freundschaftlich nahe stand. „Auf's innigste", erzählt Thaer in seiner Selbstbiographie, „war ich mit Leisewitz verbunden; unsere Seelen waren in beständigem Einklange; beide hatten wir nur ein Herz." Thaer schreibt folgende mutwillige Verse in Leisewitzens Stammbuch:

„Erfinder weiser Schwermutsgründe:
Wenn man bey eurem Klügeln lacht,
So rechnet's der Natur zur Sünde,
Daß sie die Lust so reizend macht."

Noch sind zu nennen Joh. Christ. Unzer, später Professor der Physik und Naturwissenschaften in Altona, Joh. Erich Biester aus Lübeck, der unermüdliche Vorkämpfer der Aufklärung, nachmals bekanntlich in den Schiller-Goethe'schen Xenien ziemlich scharf mitgenommen, und der Mecklenburger Freiherr Christ. Albr. von Kielmannsegge, der aber schon 1771 Göttingen verließ, um nach Wetzlar zu gehen, wo er sich bald darauf mit Goethe befreundete. Gewöhnlich wird der Verkehr Leisewitzens mit den Mitglie-

---

[1]) Ueber ihn vergl. K. Schiller in Herrig's Archiv XXX, S. 364 Anmkg. Hinzuzufügen ist noch, daß er der Verfasser einer Operette „Wilhelm und Röschen, oder die Hollandgänger" Zelle 1773 (Goedeke, Grundr. II, 646) und der Compositeur von Bürger's „Leonardo und Blandine" ist. (Briefe von und an G. A. Bürger, hrsgg. von A. Strodtmann. Berlin 1874, I, 319—325.)

[2]) Albrecht Thaer, geb. 14. Mai 1752 in Celle, gest. 26. Oktober 1828. Ueber ihn vergl. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth, hrsgg. von W. Körte, 1839; namentlich darin S. 4 ff.: „Mein Lebenslauf und Bekenntnisse für Philippine" und S. 325 ff. die allgemeine Charakteristik. Bekanntlich hat auch Goethe Thaer aus Anlaß seines 50jährigen Doctorjubiläums gefeiert mit dem Gedichte: „Wer müht sich wol im Garten dort — Und mustert jedes Beet" (Körte, S. 310). Von dem für die Biographie Leisewitzens gewiß wertvollen Briefwechsel sind nur 4 Briefe Thaer's erhalten. (Vergl. darüber W. Körte, a. a. O. S. 404.)

Hainbund. dern des seit 1772 gestifteten „Hainbundes“ als besonders anregend und fördernd für den Dichter bezeichnet. Jedoch erst gegen Ende seines Göttinger Aufenthaltes, in einer Zeit, wo die Blüte des Bundes bereits ihrem Ende sich zuneigte, knüpfte sich dieser Verkehr und wär auch von zu kurzer Dauer, um einen engen Anschluß zu bewirken und einen nachhaltigen Einfluß auf ihn auszuüben. Nachdem Leisewitz Göttingen verlassen hatte, hörte die Verbindung mit den Bundesbrüdern nahezu völlig auf. Am frühesten waren Hölty [1]) und Boie mit Leisewitz in Verkehr getreten. Diesen scheint er auch vor allen die meiste Neigung geschenkt zu haben. Sie waren wol beide durch Vermittlung Bürger's schon im Jahre 1772 Leisewitzen befreundet, da unter dem 21. März 1771 ein Stammbuchblatt von der Hand Hölty's sich findet, auf das er die Verse aus E. Kleist's Gedicht „Irin“ schrieb:

„Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand,
Ein ruhig Herz ist unser Theil.“

Boie zeichnet sich am 12. Mai 1772 mit den Worten von Dusch ein:

„Wer ohne Prüfung glaubt, gesetzt auch wahre Lehren,
Ist der nicht blind genug, auf irrige zu schwören?“

Erst im Winter 1773 wurde Leisewitz auch mit den übrigen Bundesgliedern bekannter, die ihm bald wegen seiner vaterländischen Gesinnung und seines trefflichen Verstandes und Herzens ihre ganze Achtung und Liebe zuwendeten [2]). Im Juni 1774 schrieben die in Göttingen anwesenden Bundesbrüder mit Ausnahme von Wehrs, nämlich C. W. von Closen, Friedrich Hahn, C. F. Cramer in Leisewitz' Stammbuch einige Erinnerungszeilen ein. Erst später im September folgten Voß, der jüngere Chr. Rudolf Boie und der Lübecker Overbeck. Die förmliche Aufnahme in den Bund erfolgte am 2. Juli 1774, dem Geburtstage Klopstock's [3]).

---

[1]) Wie Hölty mit Leisewitz bekannt geworden, erzählt Voß: Hölty's Gedichte. Weißenfels 1814, S. XVI ff., auch Schweiger S. XI.

[2]) Voß schreibt an Brückner am 13. Juni 1774: „Leisewitz ist mit Hölty schon lange umgegangen, der ihn immer als einen vortrefflichen Mann gekannt hat. Vorigen Winter bat er Hölty, ihn mit uns bekannt zu machen, und seit der Zeit ist unsere Achtung und Liebe zu ihm täglich größer geworden. Er hat auch das beste Herz und eine Seele voll Freiheit und Vaterland.“ (Briefe von Voß, I, 168—169.)

[3]) Miller an Voß (in Voßens Biographie von Herbst S. 117): „Der hiesige Theil des Bundes ist dafür (nämlich für Leisewitz' Aufnahme). Sie lieben Leisewitz wegen seines Herzens, wegen seines trefflichen Verstandes,

Dichterische Tätigkeit.

Leisewitzens persönliche Beteiligung an der Tätigkeit des Bundes durch poetische Arbeiten war eine geringe. Doch haben wir es wol nur dem Umstande, daß er als neues Mitglied auch seinen Beitrag zum Organe des Bundes, dem Musenalmanach, beisteuern wollte, zu danken, daß einige poetische Kleinigkeiten aus dieser Zeit erhalten sind. Es sind dies die poetischen Gespräche: „Die Pfändung" und der „Besuch um Mitternacht[1]), welche die Anerkennung Herder's in dem Maße fanden, daß er an ihn schrieb und ihm „Complimente machte" [2]). Doch scheint Leisewitz während seines Göttinger Aufenthaltes, trotzdem sich sonst kein anderes Gedicht von ihm aus dieser Zeit erhalten hat[3]), mehrfach auf lyrischem Gebiete sich versucht zu haben. Man kann dies nach den Stammbuchversen jenes früher erwähnten Wehner vermuten, die am 6. März 1771 niedergeschrieben sind:

„Wie sanft ertönt die Laute,
Die Dir Apoll vertraute,
Du junger Musensohn.

---

weil er vaterländisch denkt (dies wird die an Klopstock geschickte Abhandlung lehren) und weil sich besonders in der Geschichte, welches Fach im Bund noch unbesetzt ist, sehr viel von ihm erwarten läßt. Er denkt eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu schreiben."

Voß an Brückner in den Briefen I, 171: „Leisewitz ist aufgenommen. Alle Stimmen waren für ihn, und so glaubten wir, Deine voraussetzen zu können. Du kanntest Leisewitz ohnedieß nicht und müßtest Dich, wie Klopstock, auf uns verlassen, die wir ihn ganz des deutschen Bundes, von dem Klopstock im letzten Morgen der Republik spricht, würdig finden. Leisewitz grüßt Dich als Bundesbruder."

[1]) Mehr darüber im II. Buche.

[2]) In der Halm'schen Ausgabe von Hölty's Gedichten, S. 241.

[3]) Goedeke (Grundr. II, 705) nimmt das im Voßischen Musenalmanach auf 1776, S. 48 stehende Gedicht „An die Nachtigall" für Leisewitz in Anspruch. K. Weinhold (Zeitschr. für deutsche Philologie, I, 382) macht darauf aufmerksam, daß sich dieses Gedicht bereits 1775 im „Wandsbecker Boten" Nr. 67 unter dem Zeichen W—s findet, und P. G. Hagenbruck es umgearbeitet habe (Ged. S. 51, Mühlhausen 1781). Deshalb ist es wahrscheinlich, daß es Leisewitzen nicht zugehört, abgesehen davon, daß innere Gründe für die Autorschaft Leisewitzens beizubringen nicht leicht wird. Redlich (Versuch eines Chiffrenlexicons 2c., Hamburg 1875 S. 19) vermutet, daß das im Göttinger Musenalmanach auf 1776 S. 106 stehende, mit Lw. unterzeichnete Gedicht „An Carolinens Bildniß" von Leisewitz herrühre; ich glaube mit Unrecht. Für beide Gedichte ist auch der Umstand zu berücksichtigen, daß Leisewitz in einem Briefe an den Bibliothekar Reinwald (Bechstein a. a. O. S. 187), dem er die bisher gedruckten Stücke mitteilt, von diesen beiden Gedichten keine Erwähnung tut.

Schon schallen Deine Lieder
Von unsern Lippen wieder,
Des Kenners Beifall lohnt Dich schon.
Sey glücklich — Deine Tage
Umwölk' der Kummer nie,
Nie misch' sich eine Klage
In Deiner Töne Harmonie." —

Mit Strodtmann darf man als höchst wahrscheinlich annehmen, daß Leisewitz auch Mitglied des Shakespeare-Clubs gewesen, den Bürger damals mit den Freunden gegründet hatte und daß er dadurch zum Studium des großen Briten angeregt war. Vielleicht liegt hier auch die Veranlassung, wenn Leisewitz sich nunmehr entschieden der dramatischen Dichtung zuwendet und an die Ausarbeitung des „Julius von Tarent" schreitet. Gerade in die Zeit des Eintrittes in den Hainbund fällt die Entstehung dieses Werkes, für die jedoch die Bundesglieder, alle zumeist bloß dem Gebiete der Lyrik zugewandt, wol keine bedeutende Anregung bieten konnten.

Leisewitzens Stellung im Kreise der Göttinger Bundesdichter erinnert in mancher Beziehung an die, welche Klopstock einige Jahrzehnte früher unter den „Bremer Beiträgern" einnahm. Wie dieser trat auch Leisewitz einer der letzten in den Bund und gehörte ihm nur für kurze Zeit an. Beide hatten mit den dadurch gewonnenen Freunden wol mehr äußere Beziehungen als innere Züge gemein, waren die geistvollsten im Bunde und traten mit Werken hervor, welche die Leistungen der Genossen weit überragten: Klopstock mit dem „Messias", Leisewitz mit dem „Julius von Tarent".

Wissenschaftliches Streben.

Von Leisewitz' dichterischer Tätigkeit wenden wir uns nun zur Betrachtung seiner wissenschaftlichen Beschäftigung während der Universitätsjahre. Ueber die Richtung und den Umfang seiner Studien kann man eine Vorstellung gewinnen, wenn man seine während dieser Zeit emsig gepflogene Lectüre [1]) in Betracht zieht und den Kreis von Gelehrten kennen lernt, mit denen er in freund-

[1]) Das Verzeichnis der von Leisewitz vom Oktober 1770 bis Oktober 1774 aus der Universitäts-Bibliothek entliehenen Bücher wurde mir auf mein an Herrn Bibliotheksdirector Dr. Höck gerichtetes Ersuchen aus den in der Registratur befindlichen Ausleihebüchern durch den Bibliothekspedell H. Fraatz zusammengestellt.

schaftlichen Beziehungen gestanden zu haben scheint [1]). Es sind da namentlich hervorzuheben der bekannte Historiker A. L. Schlözer; von Selchow, der Herausgeber der jurist. Bibliothek, in welcher einige Jahre später Leisewitz' Abhandlung „Ueber den Wechsel" veröffentlicht wurde; J. St. Pütter, der Staatsrechtslehrer und Publicist; der Satiriker G. Chr. Lichtenberg und der Philosoph J. G. H. Feder. Durch den Umgang mit so hervorragenden Vertretern der verschiedensten Fächer mag bei Leisewitz das Interesse, das er sein ganzes Leben lang für die mannigfachsten geistigen Bestrebungen und Richtungen bewahrte, angeregt und gefördert worden sein. Dieselbe Mannigfaltigkeit des Interesses zeigt sich auch in der Wahl seiner Lectüre, zu der er die Schätze der Göttinger Bibliothek heranzog. Französische, englische, lateinische und deutsche Literatur wechseln rasch unter einander ab; hauptsächlich sind es aber philosophische und historische Werke, die ihn ganz besonders fesseln und zuweilen einigemale erneuertem Studium unterzogen werden. Namentlich beschäftigte er sich mit Voltaire, Montaigne, Bayle; am meisten mit Hume und Locke. Auch Pope und Shaftesbury, Baco und Leibnitz wurden benutzt. Von lateinischen Auctoren waren Horaz, Seneca, Lucan, Juvenal, Tacitus seine Lieblingsschriftsteller. Wol das Erscheinen der Goethe'schen Tragödie veranlaßte ihn im Januar 1773 zur Lesung des Lebens von Götz v. Berlichingen. Von historischen Werken, die er studirt, sind hervorzuheben: Möser, Osnabrückische Geschichte, Beckmann, Historia Anhaltina, Gryphius, de scriptoribus historicis saec. XVII, sowie außer einer reichen Memoiren-Literatur eine Reihe von Schriften zur Geschichte des 30jährigen Krieges. An diese letzteren knüpfen sich die Vorstudien zu dem Werke, das Leisewitz im letzten Jahre seines Göttinger Aufenthaltes begann und das ihn sein ganzes Leben lang in Anspruch nehmen sollte, zur „Geschichte des 30jährigen Krieges". Es setzten damals seine Freunde ebenso wie später die gebildeten Kreise Deutschlands große Erwartungen auf dieses Werk, die freilich nie erfüllt wurden. „Als Geschichtschreiber", schreibt Voß an Brückner [2]),

---

[1]) Bei welchen Professoren Leisewitz Collegien gehört, ist nicht möglich genau zu ermitteln, da damals eine Universitätsquästur in Göttingen nicht eingerichtet war. Doch darf man wol annehmen, daß er jenen näher gestanden, mit denen er später brieflich verkehrt und die er bei einer Durchreise durch Göttingen 1780 besucht hat.

[2]) Briefe I, 169.

„wird er noch einmal glänzen. Er hat sich vorgenommen, den 30jährigen Krieg zu beschreiben; Klopstock will lieber, daß er die letzten schlesischen Kriege [1]) (die er selbst vordem hat beschreiben wollen, wenn einer alles könnte) dafür wählen möchte, um so mehr, da Leisewitz Geld genug hat, die dazu nöthigen Reisen anzustellen." Allein Leisewitz ließ sich von seinem vorgesetzten Plane nicht abbringen und begann emsig Quellenwerke für seine Arbeit zu studiren. Freilich mag jetzt nur wenig zu diesem Zwecke geschehen sein; denn zu gleicher Zeit war ja Leisewitz mit seinem Trauerspiele, sowie mit der Vorbereitung zu dem bevorstehenden Advocaten-Examen beschäftigt.

Mit Oktober 1774 ging Leisewitzens Aufenthalt in Göttingen seinem Ende zu; er hatte ohnedies ein halbes Jahr über seine Studienzeit daselbst verweilt, da er bereits Ostern 1774 als akademischer Bürger entlassen war. So schied Leisewitz nach nur kurzer Teilname aus dem Hainbunde, der ja eigentlich schon seit der Abreise der beiden Stolberg (im Herbste 1773), in welchen er seine tätigsten Mitglieder entbehrte, immer mehr und mehr seiner Auflösung entgegengegangen war. Mit Leisewitz zugleich verließen auch die beiden Miller Göttingen, im November folgte dann Hahn, so daß nur Boie, Voß und Hölty zurückblieben, bis auch die beiden letzteren Ostern 1775 abgingen [2]) und im Februar 1776 Boie, der ohnedies während dieser Zeit oft auf Reisen entfernt war, als letzter Bundesgenosse aus Göttingen schied [3]).

Vor seinem Abgange hatte Leisewitz noch eine Zusammenkunft mit Klopstock. Durch eine notwendige Reise war er verhindert gewesen, den Dichter des Messias, welcher auf der Durchreise nach Baden zum Besuche seiner Jünger am 24. September in Göttingen angelangt war, daselbst zu begrüßen. Er traf ihn in Cassel, wo Klopstock in Begleitung Hahn's und der beiden Miller auf der Reise nach Baden verweilte [4]). Ueber die näheren Umstände dieser Begegnung ist nichts bekannt.

Leisewitz verließ Göttingen, ohne von den Freunden Abschied zu nehmen, um sich und ihnen den Schmerz der Trennung zu

[1]) Dieß wird wol Anlaß gewesen sein, daß später behauptet wurde, Leisewitz arbeite an einer Geschichte des 7jähr. Krieges. Vgl. Klingemann, Kunst und Natur. Braunschweig 1858. III, S. 54.

[2]) Weinhold, Boie. Halle, 1868, S. 54.

[3]) Ebd. S. 76.

[4]) Briefe von Voß. I, 178.

ersparen [1]: charakteristisch für sein empfindsames Wesen, wie er denn auch im folgenden Jahre aus gleicher Ursache von der ihm befreundeten Familie des Pastors Wichmann ohne Abschied sich trennte.

Vier Jahre hatte Leisewitz in Göttingen zugebracht, seine Studien vollendet, einen Kreis befreundeter Menschen, die von seinem Talente als künftiger Geschichtschreiber und dramatischer Dichter die beste Meinung hegten, hatte er zurückgelassen, — das vollendete Manuscript des „Julius von Tarent" begleitete ihn in seine neue Heimat.

[1]) Voß' Briefe. I, 178. 257.

Zweiter Abschnitt.

In Hannover.

(1774—1778.)

Advocatie. Leisewitz' Abreise von Göttingen fällt in die ersten Tage des Oktober 1774 [1]). Er gieng nach Celle, dem Aufenthaltsorte seiner Eltern, um sich daselbst dem Advocatenexamen zu unterziehen, welches am 27. Oktober 1774 vor dem dortigen Oberappellationsgerichte bei dem Oberappellationsrate Werkmeister stattfand. In Folge des befriedigenden Resultates wurde Leisewitz auf Verfügung des genannten Gerichtshofes vom 29. Oktober 1774 als Advocat zugelassen [2]).

In seiner neuen Stellung scheint er sich nicht sehr behaglich gefühlt und wenig Interesse an dem Berufsgeschäfte gehabt zu haben. Denn er war gar oft von Hannover, das er als Wohnsitz gewählt hatte, abwesend und namentlich gerne in Celle, wo er des vertrauten Umganges seines bereits früher erwähnten Freundes Albrecht Thaer sich erfreute. Dieser hatte sich, dem Wunsche seines Vaters folgend, als praktischer Arzt in Celle niedergelassen, und lebte dort ebenso ungerne, als Leisewitz in Hannover. Er erzählt in seiner Selbstbiographie: „Das ärgste war mir, keinen Freund, kaum einen Menschen zu haben, der mich verstände. Das Bedürfniß war so groß, daß ich Tag für Tag an Leisewitz schrieb. Dieser war in Hannover ebenso verkannt und tröstete mich mit seinem Beispiele. Aber dies paßte nicht ganz. Er hatte keine Passion für sein Metier, wie ich, und fühlte den Schmerz nicht, sein Pfund so vergraben zu müssen; dann hatte er doch

---

[1]) „Vorige Woche gieng Leisewitz ohne von jemd. Abschied zu nehmen." 7. Oktober 1774. Voß an Ernestine (Briefe I, 257).

[2]) Schweiger, a. a. O. S. XVI.



etliches vor und hatte Credit oder Geld, was mir fehlte" [1]). Auch Leisewitzens eigene Worte in dem Briefe an Herder, „ich bin ein Advocat, so gut als einer, dem die Deutschen nach der Schlacht mit dem Varus die Zunge ausrissen" [2]), sprechen dafür, daß er sich um seine amtliche Tätigkeit nicht viel bekümmerte.

Freundschaftl. Beziehungen.

Außer an Thaer war in dieser Zeit sein Anschluß an die Familie des Predigers der Blumenlager Gemeinde, Carl Wichmann, besonders innig, wovon drei an dessen Gattin gerichtete Briefe [3]) Zeugnis geben. In dem letzten dieser Briefe ist seine Lieblingsidee eines „poetischen Schäferlebens" für Leisewitzens immer mit Witz gepaarte Schwärmerei zu charakteristisch, als daß sie hier übergangen werden könnte. Er schreibt: „Ich tröste mich immer bei dergleichen Unfällen (er hatte kurz vorher Frau Wichmann bei einer Anwesenheit in Hannover verfehlt) mit meiner Lieblings-Idee, daß ich mit allen Leuten, die mich interessiren, also auch mit Ihnen und Ihrem Carl in einem ruhigen Thale den Rest meines Lebens zubringen werde. Das poetische Schäferleben soll den Grund dieser Einrichtung ausmachen, mit einigen Veränderungen, versteht sich, über die ich Sie nächstens zu sprechen wünschte. Was werden wir für herrliche Tage haben — und was das Feine vom Spiele ist, wir sterben, wenn wir endlich alt und kalt werden, in einem Tage, in einer Minute, oder werden, wenn Sie lieber wollen, in Bäume verwandelt — und wenn die Damen und Herren meinem Rathe folgen wollen, so stellen wir uns vorher

---

[1]) W. Körte, a. a. O. S. 34.

[2]) Von und an Herder, III, 288.

[3]) Vergl. Einleitung S. 5. Der Herausgeber der Briefe im „Merkur" bemerkt: „Er unterhielt mit der achtungswürdigen Frau, die schon damals einen Himmel schöner und beglückender Gefühle in sich trug, von denen auch die Erfahrungen späterer Jahre und der Druck eines mühevollen Lebens die Spuren nicht verwischen konnten, noch lange nachher einen freundschaftlichen Briefwechsel, aus welchem sich nur drei Briefe erhalten haben." Ich glaube aber nicht, daß dieser Briefwechsel so „lange" gedauert und reichhaltig gewesen sei, da aus den beiden letzten Briefen (vom 9. Februar und 12. Junius 1776) hervorgeht, daß Leisewitz in der Correspondenz gerade nicht allzu eifrig gewesen; ja er scheint von dem ersten Briefe (28. November 1775) bis zum zweiten, ebenso zwischen dem zweiten und dritten überhaupt gar nicht geschrieben zu haben. In den Tagebüchern von 1779—1781, in denen seine Correspondenz sorgfältig verzeichnet ist, kommt der Name Wichmann gar nicht vor. Die Verbindung war wol seit dem Aufenthalte in Braunschweig völlig gelöst.

in zwei Reihen, um in den Augen der Nachwelt — für die man doch auch nachgerade sorgen muß — eine artige Allee auszumachen.

Die Sache scheint mir so wahrscheinlich als Etwas. Ruhige Thäler und Freunde sind ja schon da; es kommt nur darauf an, Thäler und Freunde zusammen zu bringen: und wenn meine Idee auch eine Grille wäre, so habe ich die Grille so lieb, daß ich dem, der mich eines beßern belehren wollte, sogleich Hut und Weide aufkündige. Sehen Sie, das heißt schon als ein wahrer Schäfer gedrohet."

Mit den Bundesbrüdern, von denen er sich so schwer getrennt hatte, lockerte sich die Verbindung. Wol schrieben sie an ihn zu wiederholten malen, aber er ließ ihre Briefe unbeantwortet, worüber sie gar oft Klage führten [1]). Aber Leisewitz stand in dieser Beziehung nicht einzeln im Kreise der Bundesbrüder; auch zwischen den übrigen war der briefliche Verkehr gerade nicht der lebhafteste [2]).

---

[1]) Hölty schreibt am 24. Nov. 1774 an Miller: „Leisewiz hat seit seiner Abreise noch an keinen geschrieben, ich weiß nicht, was ihn hindert. Deinen Brief habe ich ihm erst vor kurzem geschickt, weil ich nicht wußte, wo er sich aufhält, und von Zeit zu Zeit Briefe von ihm erwartete. Endlich erfuhr ich von einem Dritten, daß er seine Verwandten im Lande herum besucht hätte und jetzt auf der Londoner Schenke wohne" (bei Halm S. 226 ff.). Am 12. Dec. 1774 an denselben: „Leisewiz hat noch an keinen von uns geschrieben und das Bundesbuch Gildemeistern gelassen. Ich weiß nicht, was ihm fehlt. Hahn war recht böse und sagte, nun wolle er keinem wizigen Kopf mehr trauen" (a. a. O. S. 229). Und noch am 6. März 1775: „Leisewiz's Stillschweigen können wir uns nicht erklären. Voß hat an ihn geschrieben, ich habe an ihn geschrieben, und keine Antwort. So könnte er nicht verfahren, wenn er unser Freund wäre. Es ist wahrscheinlich, daß er Dir auch nicht geantwortet hat" (a. a. O. S. 238). Voß traf Leisewitz vor Ostern 1775 in Hannover und hat ihn bei dieser Gelegenheit „über seine Faulheit im Briefschreiben ausgescholten." (Briefe von Voß I, S. 266.)

[2]) Hölty schreibt an Miller, 12. Dec. 1774: „Versöhne Kramern, wenn er bös auf mich ist, daß ich ihm nicht geschrieben habe" (S. 230). Hölty an Voß, 9. Febr. 1775: „Dein Stillschweigen ist mehr als eisern. Es sind beinahe 3 Monate, daß ich keine Zeile von Dir gesehen habe. O tempora! o mores! Fast alle meine Freunde sind seit einiger Zeit für mich so gut wie abgestorben und ich höre von keinem eine Silbe. Hahn ist sogar durch Hannover gekommen, ohne mich zu besuchen." Hölty an Miller, 6. März 1775: „Wir haben schon lange einen Brief von Dir erwartet. Welche Geschäfte hindern Dich denn jetzt am Schreiben. Ich hoffe doch nicht, daß Du Hahnen und Leisewizen nachschlachten wirst" (S. 237). Hölty an Voß, 25. Mai 1775: „Ich habe an Hahn und Closen sogleich nach meiner Ankunft geschrieben, aber von beiden keine Antwort erhalten" (S. 250).



Es erklärt sich diese Lässigkeit und Gleichgiltigkeit von Leisewitz' Seite daraus, daß er, wie wir wissen, mit den neuen Freunden, Boie und namentlich Hölty ausgenommen, doch zu kurz in näherem Verkehre gestanden und bei ihnen vielleicht, wie etwa bei Voß, zu wenig Uebereinstimmung mit seinem eigenen Charakter gefunden hatte, als daß sich ein innigeres Verhältniß hätte bilden können. Doch erfahren wir noch andere Ursachen seines Stillschweigens bei Gelegenheit des Wiedersehens mit Hölty (im Mai 1775), der darüber an Boie berichtet: „Blos Zerstreuungen und Reisen sind die Ursachen seines Nichtschreibens. Er ist unterdessen auch in Hamburg gewesen. Wie er mich fragte, was wir von seinem Stillschweigen gedacht hätten, so antwortete ich ihm geradezu, wir hätten nichts anderes vermuthen können, als daß er lau gegen uns geworden wäre. Er betheuerte aber, daß er immer unser Freund gewesen wäre und bleiben würde" [1]).

Gegen Hölty, der mit dem Todeskeim im Busen zu Ostern 1775 von Göttingen über Hannover nach seiner Heimat Mariensee sich begeben hatte, bewies sich Leisewitz als wahrer, treuer Freund; er besorgte seine Commissionen bei dem bekannten Arzte Joh. Georg Zimmermann, mit dem Hölty seiner Krankheit halber in Verbindung getreten war, und schrieb ihm nun fleißig [2]). Wie sehr er ihn hochhielt, beweist auch der Umstand, daß er ihm bei seiner Durchreise durch Hannover Scenen aus dem „Julius von Tarent" vorlas und ihm das Manuscript desselben behufs Anfertigung einer Abschrift anvertraute [3]).

Julius von Tarent.

In diese Zeit also fällt die endgiltige Redaction seines Trauerspieles, mit dem er um den von Schröder in Hamburg ausgeschriebenen Preis zu concurriren beabsichtigte. Davon jedoch später.

Besuch in Braunschweig. Nov. 1775 bis Juni 1776

Längere Zeit scheint Leisewitz in Celle gelebt zu haben, bevor er sich gegen Ende November 1775 wahrscheinlich zu einem Besuche seiner dort verheirateten Schwester Luise nach Braunschweig begab [4]), wo er, freilich mit einigen Unterbrechungen, bis zum

[1]) Bei Halm a. a. O. S. 241.

[2]) Hölty an Voß 25. Mai 1775, bei Halm a. a. O. S. 250.

[3]) Bei Halm S. 241.

[4]) Es geht dies aus dem ersten Briefe an die Pastorin Wichmann (bei Schweiger S. 219) hervor. Daß er nicht, wie bisher in den biographischen Notizen angegeben wurde, jetzt schon bleibend sich in Braunschweig niederließ, um dort als Sachwalter aufzutreten, hat K. Goedeke in seiner Recension

Sommer 1776 sich aufhielt. In Braunschweig fühlte sich Leisewitz recht zufrieden und heimisch, da er hier einen geistig regen Kreis [1]) von Männern wie Ebert, Eschenburg, Heusinger, Gärtner, Jerusalem, Zachariae und Schmidt vereinigt fand, mit denen er freundschaftlichen Verkehr pflog. Wol kam auch Lessing, der im nahen Wolfenbüttel seit 1770 als Bibliothekar weilte, öfter dahin zu Besuche. Leisewitz hatte ihn schon früher im Jahre 1770 flüchtig kennen gelernt; er traf nun bei Zachariae wieder mit ihm zusammen, aber ohne daß eine weitere Annäherung erfolgt wäre. Erst zur Zeit der Ostermesse 1776, nach dem Erscheinen des „Julius von Tarent", den Lessing mit seinem Beifalle auszeichnete, traten beide in die freundlichsten Beziehungen, die nach Leisewitzens Uebersiedlung nach Braunschweig im Jahre 1778 immer inniger wurden [2]). Seine jetzt daselbst angeknüpften Verbindungen mögen außer dem Wunsche nach einer sicheren Lebensstellung mit Ursache gewesen sein, daß sich Leisewitz zwei Jahre später entschloß, Braunschweig zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte zu wählen. Doch vor der Hand lag ihm dieser Plan gewiß noch ferne. Er studirte Geschichte und übte sich im Vortrage, da er wol auf ein akademisches Lehramt hoffte; auch hatte er ein neues Trauerspiel, Konradin, im Kopfe, das, wie Boie nach den Scenen, die er gelesen, hoffte, ein Meisterstück werden sollte [3]).

---

von Weinhold's Boie (Göttinger Gel. Anz. 1869, S. 305) bemerkt: Leisewitz wird 1776—1778 unter den beim Oberappellationsgerichte immatriculirten Anwälten in den Hannöverschen Staats-Kalendern aufgeführt. Auch schreibt Hölty an Voß 4. Dec. 1775: „Leisewiz ist seit Michaelis in Braunschweig und wird den Winter dableiben" (bei Halm S. 261).

[1]) Vgl. über diesen Kreis Dr. C. Schiller's bereits erwähntes Buch, das freilich in mancher Beziehung vielleicht eine zu hohe Meinung von den geistigen Verhältnissen Braunschweigs hat, aber eine sorgfältige Zusammenstellung des Materials bietet. Auch Danzel-Guhrauer II² 334 ff. gibt ein Bild von diesem Kreise.

[2]) Im Tagebuch vom 16. Febr. 1781 heißt es von Lessing: „Ich hatte schon auf Schulen — da Ballhorn so viel auf ihn hielt — die größte Hochachtung für ihn. Ich lernte ihn 1770 in Wolfenbüttel kennen, da er sich aber aus mir, wie aus einem jungen Menschen, der von Schulen kam, nicht viel zu machen schien. — Einige Jahre nachher sahe ich ihn einmahl bey Zachariä in Braunschweig, wo wir uns schon näher kamen, allein unsre eigentliche Bekanntschaft ging erst recht an, als ich mein Trauerspiel herausgab, wobey er sich auf eine so edelmüthige Art betrug." Ueber das Verhältniß Leisewitzens zu Lessing folgt mehr im folgenden Abschnitte.

[3]) Boie an Bürger, 19. April 1776; bei Strodtmann a. a. O. I, 303.





Im Juni teilte er Boie seinen Entschluß mit, sich dauernd in Hannover nieder zu lassen. Zuvor jedoch sollte noch in Gemeinschaft mit seinem Freunde Thaer Ende Juni eine Reise nach Berlin unternommen werden [1]).

Zu dieser Reise waren sie von Lessing und Jerusalem mit „vollwichtigen Adressen" versehen worden [2]). „Aber", so erzählt Thaer, „wir fanden uns auch ohne sie schon geachtet; Leisewitz durch seinen „Julius von Tarent", ich durch meine Dissertation. Es kam nur auf uns an, welche Gesellschaft, welche Vergnügungen wir wählen wollten; Mittags und Abends warteten an mehreren Tischen Couverte für uns; auch beim Minister v. Zedlitz. — — Ihrer vertrautesten Freundschaft würdigten uns Spalding, Mendelssohn, Eberhard, Engel, Nicolai, Reichard und Mad. Bamberger [3]). Doch waren wir nicht immer unter Gelehrten, sondern kamen auch durch sie, besonders durch die Bamberger, in die ausgesuchtesten Gesellschaften von Frauenzimmern, wo Leisewitz's damals so heitere Laune und meine dort gefallende Art zu tanzen — wenn wo Frauenzimmer sind, wird dort alle Abend, obgleich sehr mäßig getanzt — uns immer willkommen machte."

Wenn in den angeführten Worten Thaer's manches auch über Gebühr ausgeschmückt ist, wie denn überhaupt die ganze Schrift Neigung zum Uebertreiben verrät, so erhellt doch daraus, daß der Aufenthalt in Berlin, der bis Anfangs August währte, für die beiden Reisenden viel Anregung und Vergnügen bot. Er brachte Leisewitzen zugleich wie zum Ersatz für den ablehnenden Ausspruch der Hamburger Preisrichter die Befriedigung, daß er seinen „Julius von Tarent" auf der Bühne sehen und sich des guten Erfolges der Aufführung erfreuen konnte.

In Hannover. Aug. 1777 bis Januar 1778.

Von der Berliner Reise zurückgekehrt, nahm Leisewitz seinen Aufenthalt wieder in Hannover und erneuerte mit Boie, der seit Februar 1776 daselbst als Stabssecretär des Feldmarschalls Fr. Aug. von Spörken eine Stellung gefunden hatte, die in Göttingen geknüpften Beziehungen. Wir verdanken diesem Verkehre

---

[1]) Boie an Bürger, bei Strodtmann a. a. O. I, 313.

[2]) W. Körte a. a. O. S. 36 ff. Vgl. die Briefe Lessing's an Ramler, Nicolai, Karl Lessing, Engel und M. Mendelssohn. Lessing's sämmtl. Schr. XII, 538—542 (Lachm.-Maltz.).

[3]) Charl. Vict. Bamberger, Gattin des Hofpredigers B. zu Potsdam, Tochter des Oberconsistorialrates Sack, geb. 1733, † 1805. Sie stand auch mit Gleim und Jerusalem in freundschaftlichem Briefwechsel.

die Veröffentlichung einiger später zu besprechenden kleinern Arbeiten, nämlich der dramatischen Scenen „Konradin", „Alexander Hephästion" und der „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter", gewöhnlich „Adresse" genannt, welche sämmtlich in Boie's Zeitschrift, dem „Deutschen Museum" (1776) erschienen. Aus Boie's Briefwechsel entnimmt man Nachrichten über andere nicht zur Ausführung gekommene oder für uns verlorene Pläne von Leisewitz, sowie einiges über sein Leben und Wirken. Der Umgang mit Boie war jedesfalls von woltätigem Einfluß auf Leisewitz; Boie regte ihn zu literarischer Production an, befeuerte den im Eifer oft erkaltenden Dichter zu neuer Tätigkeit und brachte ihn auch in Berührung mit vielen literarisch interessanten Persönlichkeiten, was bei Boie's ausgebreiteten Bekanntschaften[1]) ein leichtes war. Auch mit Fr. Ludw. Schröder, der hier mit der Ackermann'schen Gesellschaft im Sommer 1776 und dann im Winter 1776—1777 spielte, trat Leisewitz in täglichen Verkehr, ohne jedoch von ihm einen bemerkenswerten Einfluß zu erfahren [2]). Andere Freunde fand er an dem Kriegssecretär Velthusen, den schon erwähnten Iffland und Klockenbring[3]).

Mißliche Vermögensverhältnisse.

Die Vermögensumstände unseres Dichters scheinen jetzt nicht mehr so glänzend gewesen zu sein, als man es für Göttingen aus der Aeußerung Klopstock's und Thaer's entnehmen kann. Vielleicht hatte sein Vater Verluste im Geschäfte erlitten, die größere Einschränkung nötig machten. Deshalb hatte Leisewitz den „Julius von Tarent" in der Hoffnung auf Erlangung des ausgeschriebenen Preises der Hamburger Bühne eingesandt und jetzt griff er zu dem Mittel, das so vielen unserer literarischen Größen des vorigen Jahrhunderts, namentlich Leisewitz' Göttinger Freunden pecuniär aufhelfen mußte, zur Uebersetzungsarbeit. Auf Schlözer's Wunsch und Empfehlung übersetzte er die „Geschichte der Entdeckung und Eroberung der kanarischen Inseln" von Glas, die bei Weygand in Leipzig 1777 erschien. Einen Versuch, sich eine gesicherte Existenz zu verschaffen, beabsichtigte Leisewitz vielleicht durch eine im Juni 1777 geplante aber nicht ausgeführte Reise nach Holland [4]), bis es ihm endlich nach einer vereitelten Hoffnung

[1]) Vgl. Weinhold a. a. O. S. 77 ff.

[2]) Weinhold a. a. O. S. 85. 217.

[3]) Es ergibt sich dies aus den Briefen an Sophie in Herrig's Archiv a. a. O. S. 362, 364, 372.

[4]) Strodtmann a. a. O. II, 89.

auf die Bibliothekarstelle in Hannover [1]) wahrscheinlich durch Vermittlung seiner Braunschweiger Freunde gelang, daselbst mit Beginn des Jahres 1778 den Posten eines landschaftlichen Secretairs zu erwerben [2]).

Liebesverhältniß.

Ein Umstand veranlaßte unsern Dichter noch besonders um eine sichere Stellung, die ihm die Mittel zu einem sorgenfreien Leben bieten könnte, sich zu bemühen: er liebte und wurde wieder geliebt. Es war seine erste und einzige Liebe — ein Verhältnis, das in der Geschichte der Liebe unserer Dichter wol zu den schönsten und anmutigsten zu zählen ist [3]). Sophie Marie Catharine Seyler, die Tochter des bekannten Hamburger Kaufmanns und späteren Theaterunternehmers Abel Seyler, war das Mädchen, dem der junge Dichter seine Liebe mit der ganzen Glut und Innigkeit eines jugendlichen, tief empfindenden Gemütes entgegenbrachte. Ein herrliches Mädchen, in dem bezaubernden Reize erster Jugendblüte, mit einem Zuge leiser Melancholie, von trefflichem, edlen Herzen und klarem Verstande — so lebt sie in den begeisterten Schilderungen des feurigen Geliebten. Zu Hamburg am 31. Juli 1762 geboren, hatte sie frühe die Mutter verloren und von dem in unglückliche Unternehmungen verwickelten und seit dem Jahre 1772 mit der Schauspielerin Friederike Hensel vermählten Vater wol nicht viel Aufmerksamkeit erfahren, woraus das spätere kühle Verhältnis desselben zu seiner Tochter und seinem Schwiegersohne erklärlich wird. Es war daher als ein Glück anzusehen, daß Sophie wahrscheinlich schon als Kind in der Familie des Hofapothekers

---

[1]) Herrig's Archiv XXXI, S. 371.

[2]) Boie hat daher wol Unrecht, wenn er am 21. Okt. 1777 an Voß über Leisewitz schreibt: „Es ist seine eigene Schuld (nämlich daß er nicht in Hannover bleibt), denn er hat keinen Weg einschlagen wollen, der ihn hier zu etwas hätte bringen können." (Weinhold, Zeitschr. für deutsche Philologie, I, 382.)

[3]) Quelle für dieses Verhältniß sind die Liebesbriefe von Leisewitz (vgl. die Einleit.), außerdem viele Bemerkungen in den Tagebüchern. Aus dem handschriftlichen Nachlasse Dr. Schiller's benutzte ich einen kleinen Aufsatz: „Umrisse zum Lebensbilde der Gattin des Dichters Joh. Ant. Leisewitz", eine Darstellung, welche aus den oben genannten Quellen und aus Berichten von Zeitgenossen, namentlich der Dienerschaft Leisewitzens schöpft. Sie enthält wol manches unbedeutende, aber bietet immerhin auch viele interessante Züge. Was sich darin auf Ereignisse nach dem Tode des Dichters bezieht, lasse ich unbeachtet.

Andreae[1]), des Schwagers ihres Vaters, Aufnahme, Pflege und Erziehung fand. Unter der Obhut dieses rechtschaffenen aber geistig nicht sehr bedeutenden Mannes, sowie seiner Gattin, einer mit pedantischer Strenge auf häusliche Zucht und Ordnung bedachten Frau, erhielt Sophie zwar eine schlicht bürgerliche, aber sittlich gediegene Erziehung. Hier lernte sie Leisewitz, der ein Neffe des Andreae'schen Ehepaares war, kennen und gewann sie bald so lieb, daß er ihr, dem erst fünfzehnjährigen Mädchen, am 1. Juni 1777, einem Sonntagsmorgen, in dem Garten des Hauses seine Liebe gestand und einer lebhaften Erwiederung seiner Gefühle versichert wurde. Die einzige Vertraute dieses Liebesbundes war Mary, nach Schiller's Vermutung wahrscheinlich Sophiens leibliche Tante, die auch später oft zwischen dem feurig liebenden Mädchen und den ängstlich formellen Zieheltern zu vermitteln hatte. Am 12. August erst wandte sich Leisewitz, da wahrscheinlich die Sache nicht länger verborgen bleiben konnte, brieflich an seinen Onkel mit der Bitte, um „seine, der Frau Tante und Mdlle. Seyler Erklärung, ob er sich Hoffnung zu ihrer Hand machen dürfe". Der Onkel erwiederte, „er konnte und könne nicht wünschen, die wechselseitige Neigung zu unterdrücken, aber es habe ihm nicht nothwendig geschienen, daß Leisewitz schon jetzt dem Mädchen seine Gesinnungen entdeckt habe, da sie zum heiraten, wenn Leisewitz auch mit einer guten Bedienung versorgt wäre, zu jung sei, und er hege die Zuversicht, daß die Verbindung noch ein paar Jahre aufgeschoben werde". Dadurch hatte Leisewitz wenigstens eine größere Freiheit im Umgange mit dem geliebten Mädchen erreicht, die freilich durch ängstliche Rücksichten auf die Verwandten, vor denen, ja selbst vor der eigenen Mutter Leisewitz das Liebesverhältnis durch die längste Zeit geheim hielt, auf manche Weise beschränkt und vielfach getrübt wurde. Nur in dem Briefwechsel, der namentlich nach Leisewitzens Abgange nach Braunschweig mit großer Lebhaftigkeit geführt ward, durften die beiden Liebenden frei und ohne jeden lästigen Zwang mit einander verkehren, Seele für Seele, Herz für Herz tauschen, Lust und Weh sich mitteilen und dadurch gegenseitig die manigfachen Leiden eines vierjährigen Brautstandes versüßen. Es ist zu bedauern,

---

[1]) Joh. Gerh. Reinhard Andreae, der ein leiblicher Oheim des Dichters war, ist geb. am 17. Decbr. 1742 zu Hannover, gest. daselbst am 1. Mai 1793. Er war als gelehrter Apotheker und Naturhistoriker geschätzt. Seine Schriften sind verzeichnet in Heinr. Wilh. Rotermund, Das gelehrte Hannover. Bremen 1823, I, S. 39—40.

daß Sophiens Briefe nicht erhalten sind; sie würden gewiß manchen interessanten Zug zur Geschichte dieses schönen Verhältnisses beitragen, namentlich aber ihr eigenes Bild in größerer Deutlichkeit und Wahrheit zu zeichnen ermöglichen, während aus des Liebenden Briefen die Gestalt der Geliebten vielleicht in allzu glänzenden Farben hervortritt. Wir müssen uns indes mit Leisewitz' übrigens nicht vollständiger Briefsammlung begnügen. Auf sie will ich gleich hier, obwol in der Zeit vorgreifend, eingehen, da sich ihr Inhalt an dieser Stelle am passendsten anschließt.

Leisewitz' Briefe an Sophieen behandeln das alte und doch ewig neue Thema der Liebe so reizend und anmutig, oft mit schalkhafter Laune, oft in tiefem Ernste, dabei mit einer Innigkeit, Wärme und stilistischen Meisterschaft und zeigen uns zugleich das liebenswürdige Wesen und den gediegenen Charakter des Dichters in so schönem Lichte, daß die Lectüre derselben eines woltuenden Eindruckes nicht verfehlen kann. Leisewitz spricht sich selbst über das durchgängige Thema seiner Briefe Sophieen gegenüber am 2. November 1778 also aus:

„Du wirst in meinen Briefen selten etwas neus finden; es ist immer der alte Text: „Ich liebe Dich, Sophie", worüber ich des Jahres zweiundfünfzigmal predige. Man muß freilich vom Metier sein, das heißt, so lieben, wie wir lieben, um einzusehen, daß man unendliche Mal davon reden kann, ohne daß es genug sei! um zu begreifen, daß man nie der unnützen Mühe überdrüßig wird, seine Empfindungen in Worten auszudrücken [1]). Aber diese Mühe ist so süß, und selbst ihre Unzulänglichkeit ist nicht abschreckend, da sie nicht der Maßstab ist, nach dem wir unsre Neigungen gegen einander abmessen. Der liegt in unserm eigenen Busen. Ich schätze Deine Liebe gegen mich nicht nach Deinen Worten, sondern nach der feurigen treuen Leidenschaft gegen Dich, die ich in meinem Herzen fühle. Und wie sollte es je an Materie fehlen, da ich Alles, was da ist, in den Umfang unsers Bündnißes ziehe. Ich versichre Dich, daß mir jetzt keine Sache aufstößt, ohne daß nicht mein erster Gedanke sein sollte: Was hat sie für Beziehung auf Sophieen? wird sie mich ihr näher bringen? kann ich

---

[1]) Aehnlich schreibt Goethe an die Stein am 23. Mai 1777: „Ich habe Sie sehr lieb. Das hab ich schon oft gesagt und mich dünkt, das ist eins von den wenigen Dingen, die man ohne neue Wendung immer wieder neu zu sagen glaubt." (Bei Schöll, I, 79)

nicht ihr Vergnügen, ihre Ruhe dadurch befördern? — Meine Einbildung ist dabei so poetisch, daß ich die entferntesten Möglichkeiten dazu aufsuche, und wie Du leicht denken kannst, immer finde."

Damit ist der Inhalt und auch die Art und Weise dieser Briefe im Allgemeinen gekennzeichnet. Es sei mir nun gestattet, einige Stellen anzuführen, die das Verhältnis näher charakterisiren und von dem Bewußtsein der Liebenden zeugen, daß ihre Neigung nicht nach der Art so vieler alltäglicher Liebesgeschichten zu messen, vielmehr an Innigkeit und Einsicht darüber erhaben sei. Sie fühlten sich gleichsam als Aristokraten in der Liebe gegenüber „dem Pöbel der Verliebten", wie sich Leisewitz einmal bezeichnend ausdrückt. So schreibt er am 24. October 1777:

„Ich muß Dir gestehen Mädchen, daß ich Dich jetzt mehr liebe, als damals, wie ich es Dir zum ersten Male sagte, Deine zitternden Hände hielt und den ersten bedeutenden Kuß gab; mehr als ich weder mir noch einen (sic) lebendigen Menschen zugetraut hätte. Du sagst, daß Du nicht ausdrücken könntest, was Du für mich fühltest; auch mir ist die Sprache zu arm, und es sollte mir leid sein, wenn sie das nicht wäre, es wäre ein Zeichen, daß viele Leute so sehr geliebt hätten, als wir. Und was liegt daran? Hole der Henker alle Sprachen, wir verstehen uns doch! — Du nennst mich „Engel", ich versichre Dich, daß ich das nicht werden möchte, wenn Du ein Mensch bliebest, weil ich Dich nicht mehr so lieben könnte als jetzt. Halte das vor wörtlich wahr, Beste! Du würdest mich beleidigen, wenn Du nur glauben könntest, daß ich Dir eine Galanterie sagen wollte. Meine Liebe braucht so wenig Galanterie, als Du Juwelen. — Ueberzeuge Dich fest, daß dies ewig meine Gesinnungen sein werden. Nichts soll sie verändern, nicht die größten Reize eines andern Weibes, noch die größten Glücksgüter; weder Engel- noch Fürstenthum. Freylich werde ich nicht immer so feurig denken, als diesen Abend; ich erhole mich zuweilen von dieser Schwärmerei in der wärmsten Freundschaft für Dich; und Du hast Reize und Talente für beide; allein solche Abende, wie dieser, werden immer und oft wieder kommen." — (Am 25. October:) „Du sagtest mir einmal selbst, daß der Enthusiasmus unserer Leidenschaft zu heftig sei, als daß er immer dauern könnte. Wenn das auch wahr wäre, so sehe ich doch nicht ein, warum wir uns zu oft daran erinnern, und uns vielleicht einen herrlichen Augenblick weniger machen sollten. Darf ich mich eines jetzigen Glücks nicht freuen, weil vielleicht eine Zeit kommen wird, wo ich

es nicht werde genießen können? ist es deswegen für diese Minute kein Glück? Im Alter werde ich gewiß nicht so geschwind gehen, als jetzt; aber soll ich deswegen in diesem meinen sechsundzwanzigsten Jahre schon schleichen? — Allein ich glaube auch Gründe zu haben, aus denen ich Dich versichern kann, daß meine Liebe dauerhafter sein wird, als die gewöhnlichen. Du könntest mich freilich fragen, woher ich das weiß, wenn ich nie geliebt habe; und wenn das der Fall wäre, so wäre die Sache noch schlimmer, weil diese erste Liebe aufgehört hat. — Willst Du mir ein bisgen Eitelkeit verzeihen, meine Beste; weil ich von jeher ein fester, treuer Freund gewesen bin, so glaube ich auch, Dir auf immer für mein Herz bürgen zu können. Ich habe einen großen Theil meines Stolzes in der Dauer und Stärke meiner Freundschaften gesetzt, und ich bin beynahe von keiner Seite her mit meinem Betragen so zufrieden, als von dieser. Ich habe bey dem Stockpferde Verbindungen errichtet, die — wenn Gott mich so lange leben läßt — sich mit der Krücke noch nicht endigen sollen." — (Am 22. Novbr. 1777:) „Ich bin nicht allein Dein Liebhaber im gewöhnlichen Verstande, sondern auch Dein Freund, und eine solche Aufrichtigkeit rechne ich nicht zu den Rechten, sondern zu den Pflichten der Freundschaft. — — Du wirst Dich erinnern, daß ich verschiedene Male in diesem Betrachte mit aller Freiheit mit Dir geredet habe; und wenn es nicht oft geschehen ist, so wirst Du nicht so unbillig sein, es mir zur Last zu legen, daß Du das Mädchen bist, an dem so wenig auszusetzen ist. Ueberhaupt muß Dir mein ganzes Betragen gezeigt haben, daß ich Dich nicht als eine schöne Puppe, sondern als ein vernünftiges Geschöpf betrachte. Als ich Dir meine ersten Adressen machte, sagte ich Dir etwa, daß Du schöne Augen, eine zierliche Nase, eine lebhafte Farbe hättest? Ich entdeckte Dir meine Geheimnisse, fragte Dich über meine Angelegenheiten um Rath. Das sind Fleuretten für ein Frauenzimmer von Verstande." — (Am 31. Juli 1778:) „Ich mache Dir kein Geschenk (sc. zu Deinem Geburtstage). Beinahe sollte ich das nicht einmahl entschuldigen, w a s a u c h d e r P ö b e l d e r V e r l i e b t e n d a v o n d e n k e n m a g." — (Am 6. März 1779:) „Ich sehe mit vielem Vergnügen, daß mein liebes Mädchen an vielen von meinen kleinen Grillen, wenn ich mir nicht schmeichle, mit Vergnügen Geschmack findet. Ich glaube, daß alles Glück des Lebens von der Phantasie abhängt, und denke in der That etwas romanhaft, weil ich den Wunderglauben habe, daß das Romanhafte mit der Natur des Menschen am besten über-

einstimmt, wenn man Verstand und Empfindung genug hat, die Sache durchzusetzen. Nur muß man diese Gesinnungen nie öffentlich blicken lassen, und Du wirst mir einräumen, daß ich sie zu verstecken weiß. Die meisten Leute können nicht begreifen, wie man so kalt sein kann, als ich. Ich hoffe das Romanhafte in unsrer Liebe und die sogenannte Vernunft im gemeinen Leben soll uns in so wenige Widersprüche verwickeln, als daß wir nur zuweilen Nachtzeug und zuweilen Staatskleider tragen werden. — Bei diesen Gesinnungen mußte es mir schwerer, als jedem Andern werden, eine Frau zu wählen. Schönheit, Reichthum und Verstand fallen noch so ziemlich in die Augen; allein von den Eigenschaften, die ich verlangte, kan man nicht anders, als durch den vertrautesten Umgang urtheilen. Und dann ist es zu spät, man kann alsdann nicht einmal an einem andern Orte suchen, was man hier nicht gefunden hat. Stelle Dir also mein Entzücken vor, als ich einen solchen Reichthum von Phantasie und Empfindung bei dir entdeckte." — (Am 7. September 1779:) „O! Mädchen, ich empfinde es jeden Augenblick, wie sehr mein ganzes Wesen mit dem Deinigen verwebt ist, und ich hätte es vor unsrer Verbindung nie, nie geglaubt, daß zwey Menschen einander so lieb seyn könten. Andre verlieren, je näher sie sich kennen lernen, und ich Glücklicher gewinne immer mehr. Und eben diese nähere Kenntniß gibt mir immer mehr Zutrauen, daß ich Dich glücklich machen werde. Wie wenig Hofnung hätte ich dazu, wenn Dich Reichthum und Eitelkeit glücklich machen müßten, aber Gott sey Dank! Dein Herz bestimmt Dein Schicksal. Noch Einmahl Mädchen, vergiß es in Deinen Widerwärtigkeiten nie, daß Du einen Freund hast, der ganz Dein ist, der nur für Dich lebt, und daß man nur in den Armen eines Freundes den Frieden findet, den die Welt nicht geben kan!" — (Am 26. December 1780:) „Wenn ich auf etwas stolz bin, so bin ich es auf unsre Liebe und oft in Gefahr, mit dem Pharisaeer zu sprechen: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute, Romanhelden, Händeküßer, Brautschatzjäger, oder auch wie dieser Bräutigam."

Wo Leisewitz über die Persönlichkeit seiner Geliebten besonders sich äußert, treten uns einzelne Züge ihres Wesens auf's lebendigste entgegen. Wie angedeutet neigte sie zur Schwermut; der zärtliche Geliebte möchte mildernd einwirken und schreibt am 3. Februar 1778: „Du mußt Dich wirklich mäßigen, liebe Sophie — behüte der Himmel, daß ich Dir Deine ganze Schwermuth



nehmen sollte, die sitzt so fest in Deinem Charakter, daß ich tausend Liebenswürdigkeiten mit wegreißen würde. Komm mein Mädchen, bei Ventourinens Flöte kannst Du weinen, aber nur keine schwarze Schwermuth."

Sophie hatte sich eines armen gefallenen Mädchens angenommen und entzückt über ihr Benehmen schreibt Leisewitz am 27. Juli 1781: „Dein Betragen gegen das arme Mädchen entzückt mich und der Segen, den Du mir dadurch zubringst, ist mir lieber, als Fräulein Wallmoden ihr Brautschatz. Ohne Dich wäre dem armen Geschöpfe fast nichts übrig geblieben, als sich — vielleicht mit Widerwillen — in neue Ausschweifungen zu stürzen; und ihr Kind wäre wahrscheinlich ein in allem Betrachte verwahrloster Mensch geworden. Mädchen, die Tugenden und Freuden einer ganzen Generation, die vielleicht erst nach Jahrhunderten verrichtet und empfunden werden, sind Dein Werk. Der größte Theil Deines Geschlechtes zeigt bey solchen Gelegenheiten eine gewiße bellende Tugend; ich weiß, daß das im Ganzen nothwendig ist; ich möchte sie auch um vieles Deinem Geschlechte nicht benehmen: — nur meine Frau soll sie nicht haben."

Solcher Güte des Herzens entsprach eine geistige Bildung und Reife, wie sie bei Sophieens Jugend und Erziehung kaum vollkommener zu denken war.

„Heute sechzehn Jahr alt!" schreibt Leisewitz am 31. Juli 1778, „Was muß es Dir für ein großes Vergnügen seyn, wenn Du bedenkst, was Du in diesem Alter bist, worin die meisten Menschen noch Kinder sind. Du mußt das selbst sehen, Beste; denn bescheiden bist Du freylich, aber deswegen nicht blind. O Mädchen, wenn Du heute sagst, ich bin sechzehn Jahre alt, so sagst Du Dir selbst das größte Compliment von der Welt. Und der größte Theil dieser Reize wird Dich bis in das späteste Alter begleiten, wird noch dauern, wenn das Feuer in Deinen Augen erlischt und das Roth auf Deinen Wangen verbleicht."

Noch lobender spricht sich Leisewitz über Sophieens geistige Fähigkeiten aus in einem Briefe vom 25. März 1778, nachdem sie ihm einiges „über Erziehung" geschrieben hatte: „Was ich zu Deinen Gedanken über die Erziehung sage? Aufrichtig, ich finde sie so richtig, so vortrefflich, daß ich vieles von Dir zu lernen habe. Es muß einmahl heraus Mädchen, ich begreife nicht, wie Du in Deinen Jahren zu dem richtigen Verstande komst. Wenn ich dagegen bedenke, was ich in meinem siebzehnten Jahre war,

der Conrectors und des Lateins ungeachtet! Die bekante Anmerkung, daß ein Frauenzimmer in allem Betrachte früher reif wird, erklärt mir die Sache noch nicht ganz. Es wäre genug, wenn Du nicht nur vieles versprächest, aber Du hast schon gehalten. Und was meine Glückseligkeit ausmachen muß, Du bist nicht allein ein herrliches Mädchen, sondern wirst auch ein eben so gutes Weib werden. — Ich kenne Deine Bescheidenheit und es ist die Krone Deiner Vorzüge, daß man das nicht allein von Dir glauben muß, sondern Dir auch sagen kann, ohne die geringste Furcht, etwas zu verderben."

Für Literatur und geistige Anregung durch Lectüre muß sie schon damals — und sie behielt diese Neigung bis in ihr spätes Lebensalter — das größte Interesse gehabt haben. Zum Geburtstage schickt ihr Leisewitz statt eines Glückwunsches eine Uebersetzung aus dem Englischen, es ist „Pope an Miß Blount"; am 25. März 1778 verspricht er ihr Auszüge aus dem Locke zu senden; am 2. November desselben Jahres nimmt er sich vor, an Miller zu schreiben, weil sein „Siegwart" Sophieen einige angenehme Stunden verschafft hat. Im Juni 1779 erhält Sophie ein Kupfer von Rousseau's Grabmale, wobei Leisewitz bemerkt, „es mache ihm sehr viel Vergnügen, daß sie Rousseau interessire, da er auch sein Lieblingsschriftsteller sei, dem er tausend Verbindlichkeiten von allerley Art habe." Im December 1780 übersetzt er für Sophie Stellen aus dem Seneca und schreibt eine ausführliche Belehrung über die stoische Philosophie im allgemeinen und Seneca insbesondere als Einleitung zu dieser Uebersetzung.

Der Einfluß, den Leisewitz auf die geistige Entwicklung seiner Braut genommen, war ein bedeutender. Es ist natürlich, daß Sophie, die in so früher Jugend schon in ein so inniges Verhältniß zu einem geistvollen Manne trat, der ihr, dem sie aus ganzer Seele ergeben war, vieles von seinen Anschauungen und Meinungen aufnahm. Ihr Bund, bei ähnlich angelegtem Naturell auf einer wahren Harmonie der Seelen gegründet, konnte sie zu der Hoffnung eines glücklichen künftigen Zusammenlebens berechtigen. Wie schmerzlich mußte es für beide sein, das Ziel der Vereinigung noch so sehr in die Ferne gerückt zu sehen. Alle Mittel, demselben näher zu kommen, mußten ergriffen werden. So entschloß sich Leisewitz selbst zur Trennung von der Geliebten. Er verläßt Hannover und geht nach Braunschweig in der Ahnung langer Trennung und ungewisser Zukunft.

Dritter Abschnitt.

Leisewitz als Landschaftssecretair in Braunschweig. Reise nach Weimar und Gotha. Verehelichung.

(1778—1781.)

Amtsgeschäfte.

Mit Beginn des Jahres 1778 war Leisewitz nach Braunschweig übersiedelt, um dort den Posten eines landschaftlichen Secretairs mit einem jährlichen Gehalte von 310 Thalern anzutreten [1]. Das war freilich wenig, sehr wenig, besonders wenn man bedenkt, Leisewitz habe die Stelle in der Hoffnung angenommen, es werde ihm bald gelingen, so viel zu erwerben, daß er seine Braut Sophie als Gattin heim führen könne. Allein anderseits waren die Verbindlichkeiten und Geschäfte des neuen Secretairs durchaus nicht bürdevoll; wenige Stunden des Tages genügten, sie zu erledigen, und wenn der Landschaftsconvent nicht tagte, so hatte er reichliche Muße zu anderweitiger Beschäftigung und geselligen Vergnügungen.

Gesellige Verhältnisse.

So lebte Leisewitz namentlich während der ersten Zeit seines Braunschweiger Aufenthaltes unter sehr angenehmen Verhältnissen, die er aber nur zu oft selbst durch seine Hypochondrie sich verleidete; freilich traten später wirkliche körperliche Leiden hinzu. Die Vormittage verbrachte er meist mit Lectüre, Schriftstellerei und nur zum geringen Teile in Erfüllung seiner Amtsgeschäfte; die Nach-

[1]) Die auf die Anstellung bezüglichen Documente (im Nachlasse unter „Leisewitziana") sind: 1. Das Bestallungsdecret, datirt vom 26. Januarii 1778, mit der Bestimmung eines jährlichen Salariums von 210 Th. aus der Landrentereycaße und 20 Th. aus der Bier-Steuercaße; 2. der Revers des landschaftlichen Secretarii Joh. Anton Leisewitz; 3. die Instruction in Brandversicherungssachen, wofür jährlich 80 Th. bezalt wurden; 4. Nota für Beeydigung, Bestallung, Comtoir, Stempelpapier, Registratur 6 Th. 16 gr.

mittage benutzte er zu seiner Zerstreuung, Spaziergängen und zu Besuchen in seinem großen Bekanntenkreise. Er entwirft am Ende seines Briefwechsels mit Sophie ein sehr anschauliches Bild dieses Kreises [1]), indem er mehr durch Schilderung von Handlungen als Eigenschaften characterisirt, jedes Einzelnen Vorzüge und Fehler hervorhebt, dazwischen manche ergötzliche Anekdote einwebt und dadurch dem Ganzen Leben und Wärme verleiht. Wir sehen die Gestalten leibhaftig vor uns, den fetten, runden Domprediger Feddersen mit seiner feierlichen salbungsvollen Anrede, und wenn die Feierlichkeit nachläßt, lustige Histörchen erzählend; den gelehrten Professor Ebert in seiner Eßlust und Feinschmeckerei; den würdigen Abt Jerusalem, den Organisator des „Collegium Carolinum" mit seinem heitren Sinne und schneidenden Witze. Des letztern drei Töchter, die Töchter Zions, wie sie Leisewitz scherzhaft nennt, die edle, gebildete Charlotte, die witzige Regina und die etwas eitle Dichterin Friederike, waren ihm näher befreundet. Am behaglichsten aber fühlte sich Leisewitz in dem Hause des Professors Schmid, wo er „mit wahrer Familienfreundschaft geliebt war, die man so selten selbst in Familien antrifft, wenn man einen Unterschied zwischen Familiarität und Vertraulichkeit zu machen weiß". Es mag ihn wol des Professors naives, gutherziges Wesen besonders angezogen haben, die Frau Professor schätzte er als eine „vortreffliche Frau und eine der ersten Wirthinen"; mit der ältesten Tochter des Hauses gieng er nach seinem eigenen Ausspruche „unter allen Menschen in Braunschweig, und seine Sophie ausgenommen, unter allen Frauenzimmern am vertraulichsten um". Sie war einige Jahre älter als Leisewitz, besaß Gemüt, Verstand und Kenntnisse, hatte aber das Unglück, mit einem Nervenleiden behaftet zu sein, das ihre heitre Laune zuweilen trübte. Wie sehr ihr Leisewitz vertraute, zeigt der Umstand, daß er sein Liebesverhältnis zu Sophie Seyler, welches er beinahe vor aller Welt, selbst vor sonst guten Bekannten ängstlich verbarg und oft auch verleugnete [2]), ihr allein in Braunschweig entdeckte. Auch in dem Hause seines Schwagers, des Kaufmanns Winkelmann, sprach Leisewitz häufig vor. Sonst werden noch andere Personen erwähnt,

[1]) Vgl. Herrig's Archiv XXXI, S. 385 ff., wo aber die Charactere von Frau Feddersen und Herrn Schulz fehlen.

[2]) So Boie gegenüber. Boie an Bürger, 11. Dec. 1778: „Leisewitz ist hier und ziemlich gesund und munter. Ich glaube, daß er verliebt ist, obgleich er es nicht Wort haben will." (Bei Strodtmann a. a. O. II.)

mit denen aber der Verkehr ein minder vertraulicher, teilweise sogar ein sehr kühler und rein formeller war; so mit der Familie des Professors Gärtner, des Professors Eschenburg, Schmids Schwiegersohne, dem er sich erst in späteren Jahren inniger anschloß; ferner mit dem Hofgerichts-Assessor Biel; einer Frau Hanssen, Frau Rhesen; dem Herrn Eggeling; drei Brüdern Koch, deren Familie und beiden Schwestern, der Madame Sartorius und Madame Hogreve; mit der Klosterrätin von Voigts und dem Hofgerichts-Assessor Hartken.

Zu diesen Beziehungen in Braunschweig tritt aus der Nachbarschaft jene zu G. E. Lessing, dem Bibliothekar in Wolfenbüttel, hinzu, der unsern Dichter mit seiner vertrauten Freundschaft auszeichnete und gerne und häufig mit ihm verkehrte. Wie Leisewitz mit Lessing schon frühe in Berührung gekommen, wie er ihm dann während des Braunschweiger Aufenthaltes im Jahre 1776 näher getreten und durch den „Julius von Tarent" seine Achtung errungen, wissen wir bereits. Diese Achtung bewahrte ihm Lessing auch jetzt und zeigte sie bei jeder Gelegenheit; so bei Anlaß eines Besuches der Halberstädter Dichter Gleim und Klamer-Schmidt in Braunschweig (1779). Trotzdem Lessing Gleim viele Jahre nicht gesehen hatte, zog er es doch vor, sich mit Leisewitz in einem Winkel abzusondern und mit ihm allein viele Stunden lang sich zu unterhalten [1]). Nicht allein geistige Interessen verbanden die beiden Männer, auch zu heiterer gemütlicher Unterhaltung gesellten sie sich einander, mischten sich unter das Volk und nahmen Teil an dessen Vergnügungen. Seiner Sophie erzählt Leisewitz gleich im Beginne seines Braunschweiger Lebens (15. Febr. 1778), wie er mit Lessing, den Professoren Eschenburg und Schmid, den Kammerherren Grafen v. Marschall und v. Kuntsch in einen der „elendesten Bauernkrüge gieng, um in einem erbärmlichen Marionettenspiele zu sehen, wie der Prinz Castilio aus Castilien seine Princessin Emilia von einem ungeheurigen Drachen erlöset, welches Stück mit vielen geistreichen und lieblichen Reden des kleinen und großen Hanswurstes durchwirkt ist. Hierzu ward Bier aus irdenen Krügen getrunken und Toback geraucht". Lessing mag es wol gewesen sein, der als Führer zu derlei Vergnügungen den

[1]) Klamer-Schmidt, Auserlesene Werke I, S. 44; auch Danzel-Guhrauer II² S. 342. Was sich für das Verhältnis Leisewitz' zu Lessing aus den Tagebüchern ergibt, ist von O. v. Heinemann a. a. O. S. 130—147 zusammengestellt.

Anlaß gab. — Als Lessing in Geldverlegenheit war, half Leisewitz aus, und als Leisewitz mit seinem Freunde Thaer und Eschenburg Wolfenbüttel besuchte, waren sie beim Mittagstische Lessing's Gäste [1]).

Leider wurde dieser schöne Bund bald durch Lessing's Tod getrennt; wie innig ihn Leisewitz betrauerte, wie sehr er seinen Wert erkannte, zeigen außer dem Vorsatze und Versuche, eine „historische Lobschrift auf Lessing" zu schreiben, die Worte, die er bei dieser Gelegenheit in sein Tagebuch (16. Febr. 1781) eintrug: „Ich habe für wenig Menschen einen so tiefen Respect gehabt als für Leßing, ich bin ein Apostel seines Ruhmes gewesen, hätte dazu gern die ganze Welt bekehrt und lobte sonderlich in den letzten Jahren oft etwas, was ich nicht glaubte. Seine Fehler sind oft von kleinen Geistern nachgeahmet, aber bey ihm konnte ich immer den Gang verfolgen, wodurch sie mit seinen großen Eigenschaften zusammenhingen. Man bewundert ihn nicht genug, wenn man bloß weiß, was er geworden ist, man muß wißen, daß er Alles hätte werden können, aber ein menschliches Leben war ihm zu enge, um alle seine Talente auszubreiten." — Nicht unerwähnt kann ich lassen, daß auch auswärtige Männer von Bedeutung, die nach Braunschweig kamen, unserem Dichter mit großer Achtung begegneten. So F. H. Jacobi, der 1780 einige Tage in Braunschweig zubrachte, und Joh. v. Müller, der im März 1781 dahin kam, Leisewitzen zu wiederholtenmalen besuchte und ihm sein Werk „Essais historiques" mit freundschaftlicher Widmung zurückließ.

Indem ich die Mitteilungen über Leisewitzens Bekanntenkreis abschließe, füge ich die Bemerkung hinzu, daß der Verkehr mit demselben bis zur Verheiratung des Dichters äußerst lebhaft blieb; noch keine Spur von der Zurückgezogenheit und Menschenscheue späterer Jahre. Wie sich aus den Tagebüchern ergibt, hat er im Jahre 1779 allein 328 Besuche, darunter 143 bei Prof. Schmid, abgestattet, dagegen 109 empfangen. Ueberhaupt liebte er geselliges Vergnügen in hohem Grade, besuchte laut der Tagebuchsnotizen den Club, Assembléen, die Comödie und andere Belustigungsorte gerne und häufig, erscheint sogar an verschiedenen Gesellschaftsspielen beteiligt und unterläßt nichts, was ihm Erheiterung und Zerstreuung bieten konnte. Einmal wird ihm die Abfassung von Statuten für einen geselligen Verein, Rönkendorf's Club, übertragen. Wenn man die Tagebücher durchblätternd Tag

[1]) O. v. Heinemann, a. a. O. S. 18. 21.

für Tag die zahlreichen Vergnügungen, die Leisewitz mitmachte, sich wiederholen sieht, liegt der Eindruck nahe, daß er flüchtiger Unterhaltung mehr als ernster Tätigkeit gelebt hat. Doch darf er darum nicht zu strenge beurteilt werden. Man denke an seinen lebhaften Geist, den Drang sich andern mitzuteilen, mit ihnen Meinungen zu tauschen, man denke an seine Hypochondrie. Sie zu verscheuchen, gab es für ihn ein einziges Mittel, in Gesellschaft zu gehen, um nicht sich allein und seinem Grübeln überlassen zu bleiben. Denn alsbald richteten sich in der Einsamkeit seine Gedanken immer und immer wieder auf sein körperliches Befinden, er beobachtet sorglich alle seine Zustände, er träumt sich neue, nicht vorhandene Leiden und dieß hält ihn denn nicht wenig von anhaltender ernster Arbeit zurück. Unter Menschen aber, im Verkehre mit andern vergaß er seiner hypochondrischen Launen.

Geistes-interessen.

Und doch ist zu staunen, wie vieles und wie verschiedenes er, ganz entsprechend den mannigfaltigen Interessen, die er schon als Jüngling zeigte, zusammenlas, excerpirte, wie viel Anregung er daraus für eigene Arbeiten schöpfte, deren er manche begann, freilich um sie bald wieder liegen zu lassen. Von den verschiedensten Stoffen angezogen und eine Zeit lang gefesselt, vermochte er bei keinem ausdauernd zu verharren, blieb zuweilen ganz untätig, ja wandte sich zeitweise mit Widerwillen von jeder literarischen Beschäftigung ab. Heute liest er französische und englische Philosophen, morgen Tacitus und Cicero und excerpirt dazwischen Historiker für seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges; die Lectüre Shakespeare's regt ihn zu poetischer Tätigkeit an und das 1778 begonnene Lustspiel „Der Sylvesterabend" geht langsam und unter den wechselnden schriftstellerischen Launen auch mit wechselndem Glücke vorwärts. Daran reiht sich die Lectüre von deutschen Dichtungen, von Reisebeschreibungen, Zeitschriften, juristischen Werken [1]). In diesem Abschnitte, der vor allem dem äußeren Lebenslaufe unsres Dichters gewidmet ist, genüge nur noch der Hinweis, daß außer einigen kleinen Arbeiten und vielen Plänen, die jedoch kaum zur Ausführung kamen oder verloren sind, namentlich

[1]) Im IV. Bde. der Tageb. am Schlusse des Jahres 1779 gibt Leisewitz ein „Register", enthaltend die Anzahl der von ihm geschriebenen und empfangenen Briefe mit Angabe der Schreiber und Empfänger; ferner eine Aufzählung der Besuche und verschiedenen Vergnügungsorte, an denen und wie oft er im vergangenen Jahre daselbst gewesen, endlich das Verzeichnis der gelesenen Bücher.

das eben erwähnte Lustspiel, welches, wie angedeutet, ganz vollendet worden zu sein scheint, die Materialien- und Quellensammlung für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und der Entwurf einer größeren Arbeit über den „Wechsel" den Dichter am meisten beschäftigten und in Anspruch nahmen. Jedesfalls war diese Epoche für sein geistiges Leben die bedeutendste und anregendste und hätte bei größerer Tatkraft des Willens und Ausdauer im Schaffen vielleicht manche herrliche Blüte seines Geistes zur Reife gebracht.

Versuche, eine günstigere Lebensstellung zu erlangen.

Was in dieser Zeit besonders niederdrückend auf Leisewitz wirkte und ihm viele trübe Stunden verursachte, war die Einsicht, daß er unter den obwaltenden Umständen, bei seinem geringen Einkommen und ohne Hoffnung auf Erhöhung desselben ein eigenes Hauswesen nicht begründen könne. Sein innigster Wunsch, die Braut, welche bei ihren Verwandten manche unangenehme Stunde gehabt zu haben scheint und nach der Verbindung mit dem Geliebten sich sehnte, als Gattin heim zu führen, war in unbestimmte Ferne gerückt. Wo sich daher eine Gelegenheit bot, die nur einige Aussicht auf Verbesserung seiner Lage zu geben schien, wurde sie freudig ergriffen, obwol er zu wiederholtenmalen arge Enttäuschungen erfuhr. So trug er sich im Sommer 1779 mit der Hoffnung auf eine Stelle als Lehrer am Collegium Carolinum in Braunschweig, jedoch nur kurze Zeit und vergeblich. Pläne und Aussichten mit Feuer und Ungeduld zu ergreifen gewohnt, läßt er leicht darin nach und ist vom Mißlingen derselben nicht allzu sehr ergriffen. Auch diesmal ist er bald gefaßt und als wenige Tage später sein Freund Iffland aus Hannover meldete, man gedenke ihn dahin zu ziehen [1]), dämpft seine Erwartungen sofort die Einsicht, es könne daraus nichts werden und er freut sich wenigstens, daß hiemit für die Zukunft vielleicht ein Anknüpfungspunct gegeben sei.

Da kam ihm Ende 1779 eine neue Hoffnung entgegen. Der Herzog von Sachsen-Meiningen, der am „Julius von Tarent" solches Gefallen gefunden hatte, daß er sich später sogar als Julius malen ließ [2]), wollte das Stück auf der Hofbühne aufführen

---

[1]) Wahrscheinlich in Folge einer Arbeit über „Armenanstalten", die Leisewitz für Hannover entworfen hatte und die ihm das Lob eines Ministers eintrug, der da meinte, er hätte gar nicht gedacht, daß ein Poet so vernünftig schreiben könne.

[2]) Brief an Sophie vom 7. August 1780.

lassen und setzte sich deshalb durch den Bibliothekar Reinwald, den nachmaligen Schwager Schiller's mit dem Dichter in Verbindung. Das gab erneuerte Aussichten. In Braunschweig glaubte sich Leisewitz vernachlässigt, verkannt, fühlte sich in seiner amtlichen Stellung unbehaglich, war auch in pecuniäre Verlegenheiten geraten, in Folge deren er, obgleich ihn seine Mutter einmal unterstützte (3. Februar 1780), dennoch zur Contrahirung von Schulden genötigt war. In Meiningen dagegen, so dachte er, wisse man ihn vollauf zu schätzen, das Beispiel von Weimar, wo eben die ersten Geister der Nation nach und nach sich einfanden, stand ihm wol auch vor Augen — durfte er da nicht hoffen, daß der kunstsinnige Hof von Meiningen diesem Beispiele nacheifernd gleichfalls geistig bedeutende Männer an sich ziehen werde, und da man mit ihm in Verbindung getreten war, dies den Anfang zu einem näheren Verhältnisse bilde? Er hatte sich eine größere Reise vorgesetzt, nun entschließt er sich im März 1780, nach Meiningen zu gehen. Er überlegt: entweder hege der Herzog die Absicht, ihn zu berufen, habe ihm aber bisher noch keinen Antrag gemacht, um sich nicht zu compromittiren, oder wenn dieß nicht der Fall sei, so könne er vielleicht persönlich auf den Herzog einen solchen Eindruck machen, daß er ihn dann um sich zu haben wünsche, und das sei des Versuches immerhin wert. Solche Erwägungen und Aussichten beschäftigten ihn derart, daß sie ihn selbst am Arbeiten hinderten. Nebenbei denkt er auch daran, falls der Meininger Plan scheitern sollte, sich um eine Stelle als Canonicus in Halberstadt zu bewerben.

Antritt der Reise.

Erst einige Monate nach dem ersten Entschlusse kommt er dazu, die Reise nach Meiningen, auf welcher er auch Weimar und Gotha besuchen will, ins Werk zu setzen. Am 1. August 1780 tritt er sie an. Tags zuvor schreibt er noch einige Worte in sein Tagebuch, die die Geschichte dieses Planes recapituliren, die gehegten Hoffnungen erwägen und zugleich beachtenswerte Züge seines Characters bieten, so daß sie hier eine passende Stelle finden: „Morgen geht endlich die Reise nach Meiningen vor sich, die mich so lange beschäftiget hat. Ich freue mich dazu wie ein Kind.

Meine Absicht geht — wie die Sache tagebuchskundig ist, dahin, in Meiningensche Dienste zu kommen, und es wird nicht unnütz, sondern au contraire sehr nützlich seyn, ein und anders darüber zu erinnern.

Vorläufig bitte ich Gott, mich bey meinen itzigen Gesinnungen über diese Angelegenheit zu erhalten. Ich bin nicht mehr so hitzig, wie vor einigen Monaten, da mich das vorletzte Schatzconvent so verdrießlich machte; ich hoffe, wie ein Mann mein Proiect untergehen zu sehen.

Wie ich die Sache anzugreifen habe, müßen freylich die Umstände ergeben, aber was die Bedienung betrifft, würde es mir am liebsten seyn, eine litterarische zu bekommen. Ich nehme aber auch eine bürgerliche.

Ich bin entschloßen, eine Bedienung — wenn ich es dort gut finde — zu suchen. Allein vorher will ich bis auf den letzten Augenblick warten, daß man mir eine anbietet. Gelegenheit dazu werde ich durch Bezeigung meiner Unzufriedenheit mit Braunschweig geben.

Alle Mittel — die nur nach Unrechtmäßigkeit riechen — will ich durchaus vermeiden; schon die Schmeicheley, ich will nie vergeßen, daß ich nicht sowohl ein Amt, als was ich durch das Amt suche.

Ich bin überhaupt sehr besorgt, daß ich nicht gefallen werde, weil ich gefallen will. Die wenigen mahle, daß ich das versucht habe, ist es mir gemeiniglich misglückt — Unterdeßen doch meistens nur, wo man mich gar nicht gekannt hat, und ich bin doch meistens glücklich gewesen, wo man nur ein gütiges Vorurtheil vor mich hatte. Natur und Einfalt haben auch da immer das beste gethan.

Wenn ich in Weimar — oder was unendlich beßer wäre — in Gotha ankommen könnte, so wäre es mir sehr lieb. Ich gienge lieber nach Gotha als nach Meiningen und lieber nach Meiningen als nach Weimar.

Das sind Entschließungen — und nun mag Gott weiter sorgen. Auf den allerschlimmsten aller schlimmen Fälle mache ich eine angenehme Reise und es wäre eine gewaltige Narrheit, wenn ich mir dieses Vergnügen auf eine oder die andere Weise verderben wollte.

Ich habe hier allen Leuten gesagt, daß ich auch nach Dresden und Leipzig ginge, und ich weiß noch nicht, was ich thue, wenn es in Meiningen nicht einschlägt. Das wäre freilich im Großen eine Depense, aber im Detail werde ich doch so sparsam als möglich seyn." —

Mit diesen Gesinnungen und Erwartungen verließ Leisewitz Braunschweig und gelangte noch am 1. August über Zilly nach Blankenburg, wo er zwei Tage in freundlichem Verkehre mit dem Regierungsrat von Blum, Regierungsrat R. Friderici und einem Herrn von Vellheim, in deren Gesellschaft er sich sehr angenehm unterhielt, verbrachte. Schloß und Gegend gefielen ihm ganz ausnehmend, und er wünschte lebhaft hier leben zu können. Ueber Hasselfelde gieng es am vierten Tage nach Ilefeld und von da bis Nordhausen. An ersterem Orte hatte Leisewitz ein kleines Abenteuer; mit großer Hast stellte sich ihm in dem Wirtshause ein Mann vor, der ihm ein Märchen von einem Duelle und seiner dadurch notwendig gewordenen Flucht erzälte und um einen Louisd'or auf 5 bis 6 Tage bat, den der gutherzige Dichter ihm auch gab. In Nordhausen besuchte er einen Bekannten seines Schwagers, den alten Müntor, „ein höchst sonderbares thüringisches Original, das mich meistens mit 3 oder 4 Gemeinwörtern — von den schlechten Zeiten — von seiner Freundschaft mit meinem Schwager — von meiner genauen Diät, — von seinem Reichthum, wovon er immer als von einer Armuth sprach, unterhielt". Am folgenden Tage führte ihn der Weg über Sondershausen, wo das Schloß und seine Merkwürdigkeiten besichtigt wurden, und von da über Weißensee nach dem ersten Ziele der Reise, Weimar, wo er in dem nun altberühmten Gasthause „beim Erbprinzen", das seither so vielen großen Männern Herberge geboten, Wohnung nahm.

Blankenburg.

Nordhausen.

Weimar.

Bald kam Leisewitz mit den hier anwesenden Vertretern der Literatur in Verbindung und begegnete allenthalben sympathischer Aufnahme. Bode gewann er gleich Anfangs sehr lieb und dieser war es, der ihn in die Weimarer Kreise einführte. Daß Leisewitz vor allen Goethen zu sehen und zu sprechen wünschte, ist selbstverständlich. Sein Bericht über die zweimalige Begegnung mit dem Dichter des „Götz" ist um so schätzbarer, als Goethe derselben nur einmal und da sehr flüchtig gedenkt [1]). Lassen wir Leisewitz selbst reden: (8. August) „zu Goethen, der auf einem sehr simpeln Gartenhause in der Gegend des Sternes wohnt.

Bode.

Goethe.

---

[1]) Goethe's Tagebuch in Rob. Keil, Vor hundert Jahren. Leipzig, 1875. I. Bd. S. 229: „Leisewitz war einige Tage hier." Diese Stelle erscheint noch zum Juli 1780 eingetragen, während Leisewitz' Aufenthalt zu Weimar in den August fällt, worauf bereits Düntzer (Archiv V, 441) aufmerksam gemacht hat.

Er gefiel mir doch sehr — schon seine Physiognomie nahm mich sehr ein. Von Jacobi. Goethe sagte, er hätte schon von der Natur ein kleines Vulkanchen bekommen durch Wein Schwefel zugegoßen, und durch Leidenschaften fleißig zugeschürt — Von meiner Gesundheit — Bode hatte mir gerathen, nach Ilmenau zu gehen und Goethe rieth mir auch dazu, weil er die harzigen Ausdünstungen der Fichten für sehr gesund hielt. — Ich habe keine Lust dazu. Wir waren nur kurze Zeit da, weil wir später hin kamen, als er uns bestellt hatte. Er bat mich aber doch, ihn mehr zu besuchen. Auf dem Hin- und Herwege sprachen Bode und ich viel gescheutes, besonders über Goethens Stolz und Wielands Eitelkeit." Die zweite Begegnung fand erst am 14. August statt und währte längere Zeit als die erste: „Zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte heute Gelegenheit, seine Physiognomie noch genauer zu betrachten: schöne braune Augen und ein hübsches Obergesicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge. Wir speißten in einem Zimmer, das mit einigen antiken Statuen und mit Naturalien-Schränken besetzt war; eine Statue des Apollo schien mir nur für das Zimmer zu groß.

Goethe zeigte in seinem Betragen die größte Simplicität, die ich eben so erwiederte. Ich schien ihm doch sehr zu gefallen, er versicherte mich zu verschiedenen mahlen, es sey ihm sehr lieb, mich zu kennen und das letztemahl vor dem Marstalle mit einem zärtlichen Handdruck. — Die Conversation war meistens sehr ernsthaft und es dauerte lange, ehe ein Wort von Literatur vorfiel, er wiederholte, was ich sagte, oft mit Beyfall. Von den Gegenden um Weimar — von einer Untersuchung der Mineralien im Lande — von Armen-Anstalten — Goethe hat auf seine Kosten im Weimarischen Versuche gemacht, mit denen er zufrieden war — von Schliestedt — von Herder — von dem Alter der Welt und der Narrheit, dieses Alter auf 6000 Jahr zu schätzen — von einigen Steinarten im Weimarschen — von Gärten und vom Landleben — Goethe schätzte sich sehr glücklich, daß er außer der Stadt lebe. Er sagte, es beruhigte ihn ungemein, wenn er noch so verdrieslich zu Hause käme und sähe, daß Alles noch auf seiner Stelle stände — von dem immer Neuen in der Natur, — ich meinte, daß es gewiße Parthien gäbe, die sich nur einen Tag im Jahre ausnehmen, wie man vordem Berceaux angelegt hätte, worin die Sonne alle Jahr nur einmahl schiene — von meiner Bedienung — von Voltaire, den er ebenso sehr als ich als ein

Individuum abstrahirt und den Einfluß auf sein Zeitalter bewundert — er billigte meinen Gedanken sehr, daß Voltaire nichts versalzen und nichts verzuckert habe — von Leßing, mit der größten Achtung, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Controversen — von der Unfähigkeit der deutschen Nation, Laune zu empfinden — er sagte, wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie gleich: Riecht sie? Kan man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen? Goethe hatte einen Brief zu schreiben, ließ mich deswegen einige Zeit allein und begleitete mich dann nach dem Marstalle, weil er zu einer Comödien-Probe nach Ettersburg will" [1]).

Es fällt auf, daß Goethe den „Julius von Tarent" gar nicht berührte; Leisewitz hätte es gewiß erwähnt, wenn es geschehen wäre. Die beiden Männer, die jetzt obwol nur flüchtig mit einander verkehrt hatten, scheinen sich doch recht gut verstanden zu haben. Eine bleibende Verbindung indes knüpfte sich nicht, und als Goethe im Sommer des Jahres 1784 mit dem Herzog Karl August durch einige Tage in Braunschweig zu Besuche des Hofes weilte, fand keine Begegnung mit Leisewitz statt [2]).

Wieland.

Von dem ersten Besuche bei Goethe begab sich Leisewitz unmittelbar zu Wieland — der Abstand war groß, der Eindruck, den Wieland auf ihn machte, ein unangenehmer, das Urteil Leisewitzens über ihn nicht sehr schmeichelhaft. Er schreibt: „Ich habe so leicht keinen großen Mann gesehen, der in der Nähe mehr verlohren hätte, als Wieland — Schon seine Physiognomie war mir sehr fatal. Sie gehört zu denienigen, in denen man nicht zu recht finden und nicht zu gute kommen kan. Seine Schwatzhaftigkeit und Eitelkeit ist wol so stark, wie Ginettis seine. (Ginetti, eine Person in Leisewitz' Lustspiele „Der Sylvesterabend".)

Von den Verhältnißen der Ober- und Niedersachsen gegeneinander — ich glaube, diese verhielten sich zu ienen, wie die Engländer zu den Franzosen, Wieland und Bode fanden das gut — Wieland erzählte, wie er seit einigen Tagen fleißig an den Abde-

---

[1]) Das unter dem 14. Aug. mitgeteilte bereits gedruckt bei Heinemann a. a. O. S. 136 ff.

[2]) Nähere Kunde von diesem Aufenthalte Goethe's haben wir bekanntlich aus den an die Stein französisch geschriebenen Briefen (bei Schöll III, 84—100), worin Leisewitzens mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Leisewitz hätte, wenn er auch nur selten Aufzeichnungen in sein Tagebuch machte, ein solches Ereignis gewiß eingeschrieben.

riten gearbeitet hätte, denn iedes Ding müße doch ein Ende haben — womit ich in Absicht der Abderiten schon lange Eins war — er war von dem, was er geschrieben hatte, sehr eingenommen und nannte es ein paar mahl heilloses Zeug. Von der Sprache und ihrem Reichthum, wo ich äußerte, daß das Häufen der Synonyma armseeliges Rauschen sey. Wieland meynte, daß man unsre itzige Aussprache nicht verstehen würde, wenn wir einmahl eine eigne Metropolis bekämen, alsdenn würde aber das Theater erst blühen, und ehr nicht. Er glaubte, gehört zu haben, daß ich nicht mehr dafür schreiben würde; auch von Goethen sagte er daß, und da ich das Gegentheil hofte, sagte er, der regiert itzt das Herzogthum Weimar. — Von Albrecht[1]). Er hielt ihn für einen Menschen von der festesten Ordnung, der keine andre Leidenschaft kenne, als indepedent zu seyn, der sehr auf klare Begriffe halte und deswegen im Gespräche zuweilen abbreche, bis sich seine Begriffe wieder geklärt hätten — mir deucht, das ist nicht zum besten, man komt ia zusammen, um die Begriffe gemeinschaftlich zu klären.

Villoison will nach Weimar kommen. Wieland fürchtete sich davor, man müße ihn einen andren Weg führen, wenn er noch 60 Meilen weg wäre. Er fürchtete sich, was er sagen würde, wenn er in Weimar eine Armee von 60 Mann fände, da er sich unter dem Herzoge einen mächtigen Monarchen vorstellte. Und da er ihn (Wielanden) so sehr gelobt hatte, meynte er, es müße einen übeln Effect machen, wenn er ihn nicht unter 40 griechischen Manuscripten finden sollte[2]). — Bey der Gelegenheit äußerte er, das was man von ihm und seinen Schriften in der „Bibliothèque des Romans" gesagt hätte, hätte ihn auf ein paar Tage aus der Faßung gebracht.

So etwas schreibe ich kaum in mein Tagebuch. Er sagte auch, daß er bey seinen Arbeiten nichts so sehr haße, als Lügen, und erklärte sich durch die poetische Wahrheit. — Er nannte mein Stück ein vortreffliches Stück." Auch bei einer anderen Gelegenheit bemerkt Leisewitz über Wieland: „Der Mann steht hier als Mensch in weniger Achtung. Man sieht ihn als einen Gegenstand an, über den man lachen kan"; und an Sophie schreibt er am 11. August: „Auch Wielanden habe ich kennen lernen, und bin ein

---

[1]) Ueber Hofrat Albrecht vgl. Goethe's Tagebuch bei Keil a. a. O. S. 31. 209 f. 222.

[2]) Villoison kam erst im Mai 1782 nach Weimar und blieb bis Februar 1783. Vgl. Wachsmuth, Weimar's Musenhof, S. 78.

paar Stunden bey ihm gewesen — ich mag ihn aber nicht weiter kennen. Einen so elenden Mann von so großen Talenten habe ich noch nicht gesehen. Man würde Eurem Geschlecht Unrecht thun, wenn man seine Eitelkeit weibisch nennte. Sie ist mehr als kindisch, er hat nur zwei Gegenstände, von denen er spricht, das ist er und Wieland."

Herder.

Einen viel günstigern Eindruck erhielt er von **Herder**, mit dem er in früheren Jahren schon brieflich in Verkehr getreten war und dem er das Manuscript des „Julius" noch vor der Einsendung nach Hamburg zur Beurteilung gegeben hatte [1]). Erst am 12. August trafen beide zusammen, da Herder vorher verreist war. Leisewitz erzählt: „Zu Herdern, der mich zärtlich empfing, mich bey dem Weggehen umarmte und viel aus mir zu machen schien. Von dem Leben in Braunschweig — unsrem Herzoge — dem Militair und dem Luxus der kleinen Herren — von meiner Gesundheit — von Bibliotheken und Bibliothekaren — von der Porcellain-Fabrik in Braunschweig — von Wieland, dessen Eitelkeit Herder entschuldigte — bey der Gelegenheit vom Einfluß der Poesie, besonders der dramatischen auf den Character. Ich äußerte bey der Gelegenheit, daß ich das, was ich von Shakespeare's Character wüßte für 4 d. hingäbe — von Boie — Schmid — Eschenburg — und besonders von Leßing — von Heinze [2]) (Heinemann S. 136: Heinse), auf den er viel hielt, von unsrem knechtischen Umgang mit den Weibern. Herder sagte mir auch, es sey einmahl das Gerücht gegangen, ich arbeite an einem Helden-Gedichte aus dem mittlern Zeit-Alter — Ich möchte wißen, woher das Geschwätz käme.". Auch mit dem Professor **Musaeus**, „der sich nicht genug freuen konnte, ihn kennen zu lernen, ungeachtet er seinen Namen nicht wußte" sowie mit **Albrecht**, mit dem er über Diderots Comödien und Braunschweiger Zustände conversirte und von dem er sagt: „Der Mann ist wirklich ein Denker", hatte er freundlichen Umgang.

Musaeus.

Albrecht.

---

[1]) Herder war im Herbst 1770 in Göttingen und verweilte auch im Februar 1772 acht Tage daselbst, um die Bibliothek zu benutzen. Schon das erstemal hatte Boie ihn kennen gelernt, mit dem Herder während des zweiten Aufenthalts in innigem Verkehre stand. (Vgl. Weinhold, Boie S. 179. 181.) Vielleicht war auch Leisewitz schon zu diesen Zeiten persönlich mit Herder bekannt geworden.

[2]) Ueber Johann Michael **Heinze**, Director des Weimarer Gymnasiums, vgl. Herder's Grabrede auf ihn vom 9. October 1790 und Düntzer's Anmerkung in der Hempel'schen Ausg. der WW. von Her[illegible] VI, 121.

Herzogin Amalia und ihr Hof.

Auch mit dem Hofe, der solche Männer um sich versammelt hatte, kam Leisewitz in Berührung und zwar, wie es scheint, auf den Wunsch der **Herzogin Amalia** selbst. Am 9. August war Leisewitz mit seinem Führer Bode nach Ettersburg gefahren, wo sich der Hof eben aufhielt. „Bode hatte mir gesagt, daß ich wahrscheinlich der Herzogin würde vorgestellt werden, ich dachte aber, daß das zufällig geschehen sollte. — Im Gegentheile führte mich aber der Kammerherr von Einsiedel sogleich in ein Zimmer, wo die Herzogin sogleich hereinkam.

Ich hatte meinen braunen Rock an und meinen Stock in der Hand. Die Conversation ging wie gewöhnlich auf allgemeine Dinge und bestand zum Theil aus Fragen, die Ihro Durchl. besser hätten beantworten können — von Leßing — von Ebert — von Jerusalem — vom Zustande des Collegii — von der Absicht meiner Reise — ob ich seit dem „Julius" nichts vors Theater geschrieben hätte — von meiner Geschichte des 30jähr. Krieges — von der Bibliothek in Weimar. — — Die Herzogin gefiel mir gut; ein hübsches Fräulein von Stein und ein verwachsenes Fräulein von Göchhausen aber beßer. Auch war die Gräfin von Bernstorf gegenwärtig und die Herdern. Der Gräfin ward ich besonders präsentirt, die Herdern habe ich aber nicht recht bemerkt.

Ungeachtet des unerwarteten Anfangs war ich sehr dreist. Ueberhaupt muß ich es mir zum Ruhme nachsagen, daß mich die Gegenwart eines Fürsten nicht so ängstlich macht, als die Gegenwart eines Mannes, von dem ich glaube, daß er mehr Verstand hat als ich. — — Einsiedel gefiel mir immer beßer. Er wäre mein Mann. — — Das hauptsächlichste Modewort in Weimar ist jetzt existiren und Existenz." — Einen besonders guten Eindruck machte aus dem Kreise der Frauenwelt **Corona Schröter** auf Leisewitz. Sie und Goethe waren nach seinem Bekenntnisse jene Personen Weimars, die ihn am meisten interessirt hatten.

Am 15. August früh verließ Leisewitz Weimar. Er hatte keinen Versuch gemacht, Anknüpfungen für einen künftigen bleibenden Aufenthalt in Weimar zu finden; setzte er doch alle Hoffnung auf Meiningen, und wenn dies ihn im Stiche lassen sollte, vorerst noch auf Gotha. In Erfurt verweilte Leisewitz auf dem Wege nach Gotha einige Stunden, besichtigte daselbst die Carthause und die daselbst befindliche Bibliothek, wobei ihm der Pater Vi-

Erfurt.

carius Joh. Georg Stumpf [1]) als Führer diente, der ihm lebhafte Teilnahme und warme Sympathie einflößte. Noch zwei Jahre später, als derselbe dem Kloster entflohen war, verwendete sich Leisewitz für ihn bei dem Bibliothekar Langer wegen einer Stelle bei der Wolfenbüttler Bibliothek. Er beschreibt aus diesem Anlasse seinen Besuch im Erfurter Kloster:

„Wie ich den Mann in seinem Kloster vor etwa zwei Jahren kennen lernte, so bemerkte ich an ihm eine brennende Liebe zur Lectüre, welche durch Alles das, was die Klosterbibliothek darbieten konnte, schlecht befriedigt war, ob es gleich schien, daß er was seine kleine Sphäre darbot, ganz erschöpft hätte. Ich fand bei ihm eine Menge von Auszügen, von Sammlungen von abgeschriebenen Manuscripten, Kenntnisse z. B. vom protestantischen Kirchenrechte, die mich in Verwunderung setzten. Sein Platz in der Erfurter Akademie und verschiedene Aufsätze, die, wenn ich nicht irre, in einem Frankfurter Journale stehen, bewiesen, daß er nicht zu dem Troße der Mönche gehöre.

Mit alledem verband der Mann eine große Gutherzigkeit. Ich war ihm völlig unbekannt: als ich aber nur mit einiger Aufmerksamkeit von einem alten historischen Manuscripte, das er mir zeigte, redete, so machte er mir sogleich von einer Abschrift, die er selbst gemacht hatte, ein Geschenk auf eine Art, die mir in der That unvergeßlich sein wird" [2]).

Gotha.

In Gotha angelangt wurde Leisewitz alsbald bei Hofe eingeführt, wo ihm der Herzog seines Stückes wegen „auf sehr schmeichelhafte Art" begegnete. Hier fand er auch Gotter und den Kammerhern v. Thümmel (einen Bruder des Geheimrats und Dichters der „Wilhelmine" M. A. v. Thümmel), denen er sich besonders näherte und vertrauensvoll anschloß. Am 20. August langte auch der Herzog von Meiningen mit dem Bibliothekar Reinwald in Gotha an und nun war Leisewitz in höchster Spannung, ob und wie sich sein Geschick entscheiden sollte. Rein-

[1]) Joh. G. Stumpf trat mit 17 Jahren in den Jesuiten-, später in den Carthäuser-Orden im Kloster zu Erfurt, wo er sich mit kanonischem Recht und mit Gartenbau beschäftigte. 1781 gelang es ihm, aus dem Kloster zu entweichen. Er begab sich zu Basedow nach Dessau; nachher legte er sich hauptsächlich auf Oekonomie, und war aufeinanderfolgend Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Jena und Greifswalde, wo er 1798 starb. (Meusel XIII, S. 514.)

[2]) Bei Schweiger S. 239.



wald ließ er in seine Pläne blicken; dieser aber schilderte ihm die Meininger Verhältnisse in so ungünstigem Lichte, daß sich Leisewitz entschloß, sein Project fallen zu lassen, namentlich da er auch in den Kreisen, in denen er sich nun bewegte, manches nachtheilige über Meiningen und die dortigen Zustände erfuhr. Schon am 21. d. M. benachrichtigte er Sophien, daß er seinen Plan, der ihn so lange beschäftigt hatte, aufgegeben. Nun wünschte er lebhaft, in Gotha, wo er während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes schon recht heimisch geworden und an der Gesellschaft und den Verhältnissen Gefallen gefunden hatte, sich niederlassen zu können. Er vertraute seine Angelegenheit Gottern an, der ihm riet, sich brieflich an den Minister Frankenberg zu wenden. Doch ergab sich eine Gelegenheit zu einem persönlichen Verkehr mit dem Genannten, Leisewitz brachte aber seinen Wunsch aus Zaghaftigkeit nicht offen vor, sondern deutete ihn nur an in Ausdrücken, „wie sehr es ihm hier gefiele und wie fatal es ihm in Braunschweig wäre", wodurch natürlich nichts erreicht ward. Doch gab Leisewitz die Hoffnung nicht auf und hegte sie noch längere Zeit nach der Heimkehr von seiner Reise. Der Aufenthalt in Gotha währte bis 12. September und wurde durch vertrauten Verkehr mit den neuen Freunden auf angenehme Weise ausgefüllt. Auch bei Hofe war Leisewitz zu wiederholtenmalen, namentlich bei Anwesenheit der Meiningenschen Herrschaften; er wurde mit Auszeichnung behandelt und man sprach ihm besonders wegen seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges große Erwartungen aus. Trotzdem seine Zeit in Gotha auf diese Weise vielfach in Anspruch genommen war, fand er sich doch zu literarischer Arbeit angeregt und schrieb einiges an seinem Lustspiele „Der Sylvesterabend". Außerdem nahm er reges Interesse an dem Münzkabinette, das er sehr häufig besuchte, und an der Bibliothek, aus der er manche Materialien für seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu schöpfen hoffte.

Rückreise. Am 12. September verließ Leisewitz Gotha und reiste über Langensalza, Mühlhausen nach Heiligenstadt und von da am folgenden Tage nach Göttingen, wo all die Erinnerungen einer schönen Studentenzeit ihn erfüllten. Seit fünf Jahren hatte er Göttingen nicht gesehen; nun suchte er die ihm damals lieb und wert gewordenen Orte und Menschen auf, das Haus worin er gewohnt, manche wolbekannte Gasse, die Bibliothek — dann die Professoren Schlözer, Pütter, Selchow und Lichtenberg, denen er, wie früher vermutet, während seiner Studienzeit näher



gestanden hatte. Von Studiengenossen fand sich nur mehr ein einziger, Koster, ein sonst ganz unbekannter Name. — Am 18. September kehrte er nach sechswöchentlicher Abwesenheit nach Braunschweig zurück.

Braunschweig.

Mit welchen Gefühlen wird er es wol betreten haben? Voll der schönsten Hoffnungen, sich und der Geliebten einen heimischen Herd zu erringen, war er fortgegangen. Was er von Meiningen erwartet, hatte sich als Täuschung erwiesen. Dazu war die Lage der Geliebten nicht die freundlichste, sie war kränklich, sehnte sich weg aus ihrer Umgebung — und mit der financiellen Lage des Dichters stand es schlimm, lastete doch nach seinem eigenen Geständnisse an Sophien im April 1780 eine Schuld von 1200 Rthlr. auf ihm, der nur ein Einkommen von 310 Thlr. entgegenstand. Und gleichwol dachte er ernstlich daran, im kommenden Juni Hochzeit zu halten; er berechnete, daß er mit 600 Rthlr. seinen Haushalt werde bestreiten können, und da er neben dem Gehalte von seiner Mutter 150 Rthlr. bezog, hoffte er den Rest von 148 Rthlr. durch literarische Arbeiten hereinzubringen. Auch hatte er in letzter Hinsicht mit dem Gothaer Buchhändler Ettinger Verabredungen getroffen. Diesen Plan teilte Leisewitz seiner Sophie noch von Gotha aus am 2. September mit. Wieder rafft er sich zu Hoffnungen auf und denkt insbesondere an die Stellung in Gotha. „Ich bin in langer Zeit nicht so voller Muth und Hofnung gewesen als jetzt", schreibt er an Sophie am 18. September, „und bin überzeugt, daß sich unser Schicksal in kurzem zu unsrer Zufriedenheit wenden muß. Ich bin nämlich in Gotha von allen Leuten mit solcher Achtung aufgenommen, und habe mir, ich kann Dir so etwas wol sagen — eine so allgemeine Liebe selbst bey dem Herzoge und der Herzogin erworben, mein Verlangen dort zu leben, so deutlich merken laßen, gefunden, daß so viele Leute auch da schon von selber darauf denken, mir so viele Wege zu Correspondenzen und Verbindungen geöfnet, daß es höchst wahrscheinlich ist, ich werde mein Proiect durchsetzen. Ich hoffe, Du wirst es billigen, daß ich unter diesen Umständen das Meiningensche Proiect aufgegeben und in Gotha die guten Bedingungen, die man mir machen konte, nicht durch einen zu drängenden Antrag verdorben habe. Ich würde ohne dem wenig damit ausgerichtet haben, weil nun gerade keine Bedienung, die sich für mich schickte, offen war." Aber auch diese Aussichten zerschlugen sich und Sophie hatte ihn zu trösten und aufzurichten.

Im November 1780 gedachte Boie den Freund in seine Stelle in Hannover zu bringen, als er von da weggieng. Allein ein andrer Freund kam zuvor und als dieser abtrat, bemühte sich Leisewitz nicht um den Posten [1]. Mit dem Aufenthalte in Braunschweig übrigens als solchem war er nunmehr nicht unzufrieden: er bemerkt am 20. Januar 1781: „Ich bin seit einiger Zeit mit Braunschweig sehr zufrieden und habe nichts dagegen mutatis mutandis mein Leben hier zu beschließen. An meiner Unzufriedenheit waren gewiß meine cörperlichen Unruhen mit Schuld."

Am 16. Februar 1781 starb Lessing. So tief Leisewitz über den Tod des Freundes trauerte, er eröffnete ihm eine neue Aussicht, an sein Ziel zu gelangen. Leisewitz gab sich der Hoffnung hin als Nachfolger Lessing's nach Wolfenbüttel berufen zu werden. Allein die Stelle, auf die sich noch manche Männer von Bedeutung, wie Joh. Müller, Bahrdt, Wetzel, Eschenburg, Brus u. a. Rechnung gemacht hatten [2], wurde an Langer vergeben.

Doch auch diese Enttäuschung verwand er, und trotzdem sich die Lage des Bräutigams nicht geändert hatte, trotzdem er noch am 9. Juli 1781 bekannte, daß er sich für einen Bräutigam in „lazarushaftigen Zuständen" befinde, indem seit 8 Tagen sein baares Vermögen sich auf 15 Mgr. belaufe, wurde die Hochzeit für September festgesetzt. Seine Mutter, die erst im Jahre 1780 von seinem Liebesverhältnisse unterrichtet worden zu sein scheint, hatte am 6. April 1781 bei Onkel Andreae in aller Form um die Hand Sophiens für ihren Sohn angehalten. Der 13. September sollte die beiden Liebenden vereinigen.

Den Briefwechsel mit Sophien als Braut schließt Leisewitz mit den Worten: „Also wären wir am Ende unsers Briefwechsels und unsers Romans, von dem es mir gleich lieb ist, daß er so lange gedauert hat, und daß er zu Ende ist. — Nimm noch einmahl meine heiligsten Versicherungen an, bestes Mädchen, daß Du ewig meine einzige und über alles Geliebteste bleiben sollst. Keine Zeit, kein Besitz, kein andres Weib soll und kann Dir mein Herz rauben, und wenn meine Kräfte nicht hinreichen, Dich zu verdienen, so soll Niemand wenigstens meinem Willen etwas vorzuwerfen haben. Wenn ich bedenke, was jedes vernünftige Mädchen, das

---

[1]) Bei Strodtmann a. a. O. III, 23. 30.

[2]) Vgl. darüber Danzel-Guhrauer II, 342; Heinemann S. 104. 142 ff.

sich einem Manne in die Arme wirft, thut, aufopfert und wozu es sich verbindlich macht: so scheinen mir die Pflichten eines gewöhnlichen Mannes gegen eine gewöhnliche Frau äußerst schwer; — und wenn es nun gar ein Mädchen wäre wie Du!"

„Laß uns also getrost unser Schicksal verbinden; wenn wir nicht glücklich wären, so wäre es eine höchst traurige Sache, ein Mensch zu sein. Wahl, Ueberlegung, Tugend und Liebe hälfen zu nichts. Aber sie helfen gewiß. Am Montage bin ich gewiß in Deinen Armen, und ich hoffe, früh zu kommen."

„Adieu, meine Beste, adieu, Mädchen oder Weib, Du bleibst ewig meine Geliebteste!"

Dein Leisewitz."

Vierter Abschnitt.

Im häuslichen Glück. Steigende Ehren. Letzte Lebensjahre.
(1781—1806.)

Häusliches Glück.

Sophie war Leisewitzens Frau geworden. Die Wünsche langer Jahre waren erfüllt, die Hoffnungen, die beide auf ein inniges, glückliches Zusammenleben gebaut hatten, giengen der Verwirklichung entgegen. Ihre Verbindung, geschlossen von zwei edlen, einander geistesverwandten und sympathischen Charakteren, von Herzen, die sich mit zärtlichem Gefühle und wahrer Treue ergeben waren, mußte bei tiefem gegenseitigen Verständnisse und bei der hohen Achtung, die sie vor einander hegten, das werden, was sie versprach: eine überaus glückliche. Was Wunder daher, daß der einst Vergnügungen und geselliger Unterhaltung hingegebene Junggeselle als Ehemann mit seiner geliebten Gattin ein stilles, zurückgezogenes Leben führte. Auf vertrauterem Fuße und in einiger Geselligkeit lebte er nunmehr nur mit wenigen aus der großen Anzahl seiner früheren Bekannten. So namentlich mit den Familien der Professoren Schmid, seines alten Freundes, und Eschenburg's, mit jenen des Abtes Jerusalem und des Garnisonspredigers Junker, ferner mit dem Kammerrate und nachmaligen Kammerpräsidenten von Schrader. Auch mit dem Bibliothekar Langer[1]) in Wolfenbüttel, der anfänglich Leisewitzens freundschaftliche Annäherung unerwiedert gelassen hatte, ergab sich eine vertraute Verbindung. Langer kam in der Folge öfter nach Braunschweig zu Besuche und wohnte dann immer bei Leisewitz.

Schon vor der Verehelichung stand ein stilleres Leben im Plane des Dichters. „Ich denke, daß wir uns so viel von der

---

[1]) Vgl. über ihn: Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, I, 146—148. Goethe, im 8. Buche Wahrh. u. Dicht. Heinemann, a. a. O. S. 135.

Welt absondern werden, als es sich immer thun läßt; zu dem Ende mögte ich gerne ein abgelegenes Haus mit einem Garten haben, deren es hier so viele gibt", so schreibt er am 28. Januar 1781 an Sophien, und am 3. Februar 1781: „Alles was man Zerstreuung nennen könte, müßen wir freylich nicht aufgeben, nur alles das, was Geräusch macht und wohin ich sonderlich alle öffentlichen Lustbarkeiten rechne. — Einen kleinen Cirkel von Freunden müßen wir freylich cultiviren. — — Unter meinen weiblichen Bekannten sind einige, die Dir gewiß bis zur Freundschaft gefallen werden und die Ahndung ist mir äußerst schätzbar. — Denn bei aller Zuversicht Deiner Liebe gegen mich weiß ich doch, daß Du Bedürfniße hast, die ich nicht erfüllen kann, ob Du gleich niemanden, der sie erfüllt, so lieb haben wirst als mich. Man muß auch Personen haben, durch die man mit seinem eigenen Geschlechte zusammenhängt, zumahl, wenn man sich mit dem andern so rein auseinander gesetzt hat, als wir."

In der Folge wurden auch die genannten Verbindungen immer lockerer; die beiden Eheleute zogen mehr und mehr sich zurück. Sie waren beide körperlich leidend, namentlich Leisewitz bei immer wachsender Hypochondrie für gesellschaftliche Freuden eben nicht sehr empfänglich. Um so besser, daß sie sich selbst genügend im Verkehre mit einander glücklich waren. Wenige Wochen nach der Vermählung am Schlusse des Jahres 1781 schrieb Leisewitz in sein Tagebuch:

„Sophie ist nunmehr mein, mein Weib. Alle Wünsche sind erschöpft, ich will nichts Neues, nur das, was ich habe, erhalten und genießen können."

„Wir sind uns erstaunlich viel, sie mir mehr, als ich geglaubt, noch kurz vor der Hochzeit geglaubt, daß mir ein Weib seyn könte. Ich bin seit einigen Monaten so wenig als möglich und höchst selten ausgegangen, in vielen Wochen nicht bey Schmidts, nicht im Clubb gewesen. Wir fühlen uns so glücklich, wenn wir allein sind."

„Diese Neigung, zu Hause und bey einander zu seyn, hat zugenommen; im Anfang, wie ich mit ihr nach Braunschweig kam, war ich noch mehr und lieber in Gesellschaft."

Nachdem sie sechs Jahre mit einander in ungetrübtem Glücke verlebt hatten, will Leisewitz, der das Glück des Kindersegens schmerzlich vermißte, ein Kind, Gretchen Cordemann in Pflege nehmen, um Sophien „eine häusliche Gesellschaft und diejenige zu

verschaffen, die sie wahrscheinlich unter allen am meisten wünscht." Damals im Jahre 1787 schreibt er ins Tagebuch: „Uebrigens habe ich noch alle Tage Ursachen und Gelegenheiten, die Stunde zu segnen, in der ich den Entschluß faßte, Sophien zu der meinigen zu machen. Die sechs Jahre, die ich verheyratet bin, haben mich immer fester überzeugt, daß ich ein Weib besitze, wie es wenige gibt. Ein so langer, vertrauter Umgang, von dem schon ein Theil so mancher Liebe nachtheilig wird, war mir durchaus nothwendig, um die Liebenswürdigkeiten des besten weiblichen Characters bis in seine tiefsten Feinheiten kennen zu lernen. Und ebenso selten, als ein solcher Character, ist vielleicht zwischen irgend zwey Characteren die Sympathie und die Uebereinstimmung, die zwischen mir und ihr bis ins tiefste Detail des Geschmackes und bis in die kleinsten Grillen herrscht. Alle Tage fühle ich das, und es ist die natürlichste Folge dieses Gefühls, daß ich noch immer so häuslich lebe als vor 5 Jahren. Sophie und ich haben am Schluße des Jahres sogar die Abrede genommen, uns noch weniger zu trennen als sonst. Wir fühlen schon sehr lebhaft, daß wir nicht genug zusammenseyn werden, wenn unsre Ehe auch noch so lange dauert."

Als im Januar 1787 davon die Rede war, daß Leisewitz mit dem Erbprinzen nach Italien gehen solle, bemerkt er, es habe sich ihm die Aussicht eröffnet, „das schönste und berühmteste Land zu sehen, das Land das die Dinge enthält und enthalten hat, die mir in meiner frühesten Jugend die ersten Ideen vom großen und schönen in dieser Weise gegeben, daß der Name Italien bey mir die glühendsten Phantasien und die süßesten Erinnerungen aufweckte", er fügt jedoch hinzu: „da fühlte ich bald, daß mir die Idee lieber sey, als die Sache und nach wenigen Tagen war es keine Frage mehr, wo es beßer sey, zu Rom oder auf Sophiens Bergen."

Auch Sophie empfand ihr eheliches Glück. Sie äußerte gegen Fr. L. Schröder, der Leisewitzen im Sommer 1800 besuchte und von dem Bilde ihres Zusammenlebens ganz entzückt war: „Mein Leisewitz, mein Mädchen (das unterdessen angenommene Kind) sind meine Welt. Freundesbesuch macht sie zum Himmel. Raubt mir der Winter die Freuden des Gartens, so verdoppelt sie mir Leisewitz und das Kind" [1]).

---

[1]) Vgl. Meyer, Fr. L. Schröder II¹ S. 180 ff.

Ein anderes beredtes Zeugnis von dem innigen Glücke ihrer Verbindung, sowie von der Verehrung, die Sophie ihrem Leisewitz zollte, ist folgender von ihr 19 Jahre nach der Vermählung am Hochzeitstage geschriebener Brief: [1])

„Die innigste Dankbarkeit drängt mich, Dir dies Blatt zu geben, denn, ich weiß es, Du würdest mich nicht sagen laßen was ich Dir jetzt schreiben will.

Ich kann nicht schlafen, mein süßer Freund! Der Anbruch des heutigen Tages weckt aufs neue und noch lebhafter die Gefühle mit denen ich mich gestern beschäftigte, und ich muß Dir endlich so danken wie mein Herz es will. Ich bin voll süßer Rührung, mein Leben bis itzt liegt vor mir, ich habe einen ernsten aber nicht düstern Rückblick in die Vergangenheit und einen sehr heitern und beruhigenden in die Zukunft gethan, ich fühle, ich finde mich wieder, ich habe angefangen das Zutrauen in mich selbst zu setzen, ohne das keine Tugend aufkommt, und ich werde gerade so viel Mißtrauen behalten als die Erfahrungen die ich gemacht habe erfordern. Eins wird dem andern aufhelfen, eins das andere unterstützen, stärken, befestigen. —

Ich verdanke Dir unendlich viel, daß weißt Du, aber ich verdanke Dir noch unendlich mehr als Du weißt, mehr als Du vielleicht ahndest. Hätte vor 2 Jahren nicht so ein Heldenvertrauen zu Deinem Herzen und Character, wenn auch noch so versteckt, in dem meinigen verborgen gelegen, wer weiß wohin es in einzelnen Augenblicken wahrer Verzweiflung mit mir gekommen wäre, wer kann berechnen zu welchen eigentlichen Verbrechen ich vielleicht herabgesunken und was jetzt aus Dir und mir geworden wäre? Woher kam dies Vertrauen? Wer hatte es erweckt? Mit welchem Rechte? Es wäre wohl sehr überflüßig diese Fragen zu beantworten, aber wie natürlich ist nicht die Betrachtung die sie veranlaßte.

Mein bester, treuester Freund, es hat lange und fürchterlich um mich gestürmt, noch viel fürchterlicher in mir. So ein Sturm mußte manches zerknicken, aber Dir verdanke ich allein daß er doch nichts verwüstete! Treulich habe ich seitdem wieder zusammen-

---

[1]) Dieser Brief Sophiens, der einzig erhaltene, ist auf einem Halbbogen starken Papieres geschrieben. Nach dem letzten Worte des Briefes ist ein Stück weggeschnitten. Auf der ersten Seite links oben von Leisewitz' Hand „den 13. September 1800".

gelesen und aufgebaut und werde ferner bauen und unermüdet ein Werk verschönern und veredlern, zu dem Du allein mir den Muth gabest; glücklich wenn ich nicht sterbe ohne es vollendet zu haben! —

Wenn ich bedenke was ich heute vor 19 Jahren von Dir erwartete, wie ich an Dir hing, wie das 19jährige Mädchen so recht eigentlich in Dich verliebt war! Ich habe viel von Dir erwartet, aber Du hast mir mehr gegeben als ich selbst in jenem Rausche hoffte, mehr als ich je dachte, mich selbst! Du bist ein edler Mann, kein Geschöpf kann dem andern mehr schuldig seyn als ich Dir, denn ich danke Dir Zeit und Ewigkeit! Mit einer heiligen und feyerlichen Erhebung der Seele gebe ich Dir heute die Versicherung, daß Du am Abend Deines Lebens die Verbindung, die Du mit mir eingegangen bist, seegnen wirst! Mein ganzes Leben, sowie es Dein Werk ist, so ist es auch der einzige Dank der unser beyder würdig ist!" —

Dieses Schreiben, obwol in Andeutung jener überwundenen Befürchtungen, die indes wahrscheinlich nur auf übertreibender Auffassung beruhten, unklar und rätselhaft, ist ein schönes Denkmal der Hingabe Sophiens an Leisewitz und lässt zugleich dessen Wesen in woltuendem Lichte erscheinen [1].

Drückende Lage.

Leider waren die ersten Jahre der Ehe durchaus nicht sorgenfrei. Leisewitzens Einkommen hatte sich nicht gesteigert, seine Schuldenlast vermehrt, und alle Versuche durch literarische Arbeiten, wie Recensionen und Uebersetzungen, und durch Bewerbung um andere Posten in eine günstigere financielle Lage zu kommen, waren eine Zeit lang vergeblich. Dazu kam noch, daß Leisewitz und Sophie durch übergroße Mildtätigkeit sich oft selbst in peinliche Verlegenheit brachten. Man denke nur an folgende Situation. Leisewitz war zur fürstlichen Tafel geladen; der Wagen ist vorgefahren, Leisewitz in vollständig geordnetem Hofanzuge vermißt nur noch den Staatsdegen. Man sucht ihn überall, aber vergebens, bis Sophie ihr Verbrechen bekennt: sie hatte ihn, als sie selbst in trostloser Geldnot war und von einem Armen um ein Almosen angesprochen wurde, zum Versatze in's Leihhaus geschickt. Diese Entdeckung in so ungünstigem Augenblicke machte auf den ebenso zärtlichen Gatten wie pünctlichen Hofmann einen peinlichen Eindruck, so daß er erkrankte. Die weiteren Nachforschungen ergaben,

[1]) Interessant ist es auch, in diesem Briefe den Einfluß von Leisewitz' Stil und Ausdrucksweise beobachten zu können.

daß dem Degen noch des Dichters ganze Leibwäsche bis auf das notwendigste in's Pfandhaus gefolgt war. Der Herzog erhielt von dem Vorfalle Kunde, bezahlte großmütiger Weise die Schulden und so löste sich die Katastrophe in der befriedigendsten Weise [1]).

Leisewitz Lehrer des Erbprinzen.

Der erste Schritt zu einer Verbesserung der Stellung des Dichters geschah durch seine Berufung zum Lehrer des Erbprinzen Karl, den er in der Geschichte und in den Rechtswissenschaften unterrichten sollte. Diesen Auftrag scheint Leisewitz im Jahre 1785 erhalten zu haben, denn im Beginne des Jahres 1786 ist er mit der Abfassung eines Briefes an den Herzog beschäftigt, in welchem er die Absicht hat, „sich als den Mann zu zeigen, der völlig Herr über sein Geschäft sey" und zu dem Ende Betrachtungen über den Plan und die Methode des zu ertheilenden Unterrichts entwirft. Noch beschäftigt ihn abermals im Februar vorübergehend die Aussicht auf eine Stelle am Collegium Carolinum; doch tritt er am 20. Juli 1786 den Unterricht beim Erbprinzen an [2]), für den er jährlich 40 Louisd'or. erhielt.

So knüpfte sich eine Verbindung, durch welche Leisewitz nach und nach von Lebenssorgen befreit zu immer höheren Ehren stieg. Der damals regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, schon seit 1772 Mitregent seines verschwenderischen Vaters, hatte nach dessen Tode 1780 die Regierung selbständig übernommen. Bei manchen persönlichen Schwächen war er doch ein trefflicher Regent und traf eine Reihe der woltätigsten Einrichtungen für sein Land. Schüler Jerusalems und Zögling der philanthropischen Ideen des Jahrhunderts förderte er die freie Entwickelung des Volkslebens, Handel und Gewerbe, Erziehungs- und Schulwesen [3]).

---

[1]) Ich entnehme diese Erzählung aus K. Schiller's „Umrisse zu dem Lebensbilde der Gattin des Dichters Joh. Ant. Leisewitz". Daraus ist die Erzählung nach einer Bemerkung Schiller's nicht wahrheitsgetreu übergegangen in Hessenmüller, Geschichte des Braunschweiger Armenwesens, Braunschweig 1855, S. 28.

[2]) Der Herzog hatte sich in einem Erlasse an das fürstl. landschaftl. Schatzcollegium „den Unterricht des Hr. Erbprinzen Durchl. in hiesigen Landesangelegenheiten durch den Secretarium Leisewitz" gewendet, in Folge dessen dem Dichter am 16. Juli die Bewilligung dazu von seiner vorgesetzten Behörde gegeben wurde. (Die bezügl. Documente in Leisewitz' Nachlasse.) Die bisherige Annahme, daß dieser Unterricht erst im Jahre 1790 begonnen hätte (bei Schweiger S. XXXII), ist unrichtig.

[3]) Vgl. über seine Verdienste K. Schiller a. a. O. S. 264. Auch E. Vehse, wenngleich bekanntlich oft unverläßlich, ist hier einzusehen: Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 22. Bd. S. 261 ff.

Allein in seinen Familienverhältnissen war der Herzog nicht glücklich. Vermählt mit Auguste, der Schwester des Königs Georg III. von England, einer gutmütigen aber beschränkten Dame, die ihm nicht genügte, suchte er auf andere Weise Ersatz [1]. Der Erbprinz Karl Georg August, dessen Unterricht Leisewitz übernehmen sollte, war 1766 geboren und ebenso wie seine beiden jüngeren Brüder Georg und August der Mutter nachgeraten, gutmütig aber beschränkt, und litt an dem Erbübel des welfischen Hauses, einer bedeutenden Kurzsichtigkeit. Seine Erziehung war einem bigott-hypochondrischen Manne anvertraut worden und dieser hatte des Jünglings ohnedies nur mäßige Fähigkeiten eher niedergedrückt als gefördert [2].

Diesen Prinzen nun sollte Leisewitz unterrichten. Er erfasste von vornherein seine Aufgabe mit der größten Gewissenhaftigkeit und dem redlichsten Eifer. Daß er bemüht war sein möglichstes zu tun, beweisen die sorgfältig angelegten Collectaneen über Braunschweigische Verfassung und Verwaltung [3] und die Worte, mit denen er sich am 7. Januar 1787 in seinem Tagebuche über diesen Unterricht ausspricht: „Ueber keine Beschäftigung meines Lebens kann ich mir ein rühmlicheres Zeugnis geben, als über diese. Ich habe mir ein hohes Ideal gemacht und bis jetzt dieses Ideal mit unermüdlichem Eifer zu erreichen gesucht. Auch glaube ich in der That den möglichst größten Ruhm zu stiften." Indes schon einige Monate später, am 15. Julius 1787 sich strenge und ironisch beurteilend schreibt er an Professor Hegewisch in Kiel [4]: „Und so bin ich durch eine Grille des Schicksals bestimmt Dinge zu lehren, die ich durch eine andere noch sonderbarere Grille des Schicksals, trotz meines Eckels und meines Leichtsinns, Gott weiß nie gelernt habe. Diese meine Beschäftigung kostet mir, bey meiner Kränklichkeit, beynahe meine ganze Zeit, aber dafür bin ich auch der wahre Mentor oder (wenn Sie mich nicht verrathen wollen, denn ich wollte nicht gerne, daß die Sache dieses mahl vor dem 24sten Buche auskäme) oder ich bin eigentlich nicht der wahre Mentor,

---

[1]) Am bekanntesten ist sein Verhältnis zur schönen Marquise Branconi.

[2]) Vehse a. a. O. S. 289. Goethe schreibt über ihn im Juli 1786 an die Stein: „Der Erbprinz von Braunschweig ist nun hier, gleicht sehr seiner Mutter und ist ein offnes, fröhliches, redliches Wesen". (Bei Schöll III, S. 289.)

[3]) Vgl. Einleitung.

[4]) Vgl. Einleitung.

sondern die eingefleischte Minerva. Meine sterbliche Frau kann sich oft nicht genug verwundern, wie weit wir Göttinen es mit der Verstellung zu treiben wißen." —

Auszeichnungen und Aemter.

Der regierende Herzog brachte ihm volles Vertrauen entgegen und wußte seine Dienste zu schätzen [1]). Als sich Leisewitz im Jahre 1787 zuerst um das Landsyndicat aber ohne Aussicht beworben und hierauf den Wunsch ausgesprochen hatte, durch Vermittlung der regierenden Herzogin Bibliothekar in Hannover zu werden, ließ ihn der Herzog wissen, „daß er ihn ungern aus dem Lande laße, daß er alles thun wolle, was in seinen Kräften stünde, und daß er (Leisewitz) ein Promemoria deswegen vorschreiben möchte, was zu thun sey." Dienste bei der Universität und dem Collegium, die man ihm anbot, lehnte Leisewitz nunmehr ab und als ihm im Jahre 1789 die Stelle als Landsyndicus dießmal in der That in Aussicht stand, kam ihm ein eigenhändiger Brief des Herzogs zu, in welchem er ihn aufforderte, den Posten unter keiner Bedingung anzunehmen, da er durch den Platz, den er ihm demnächst bestimme, gänzlich würde entschädigt werden. Die Folge war, daß Leisewitz, des landschaftlichen Dienstes entlassen, durch ein Patent vom 30. Juni 1790 als Hofrat mit einem Gehalte von jährlichen 800 Thlr. in herzogliche Dienste trat. Sein Unterricht des Erbprinzen hatte bei Hofe solchen Anklang gefunden, daß ihm zu Ende des Jahres 1790 auch der Unterricht der Kinder des Erbstatthalters Wilhelm von Nassau-Oranien, der damals als Exulant in Braunschweig lebte, übertragen wurde. Es waren dieß die beiden Prinzen von Oranien, von denen der ältere später König von Holland ward, so wie die Prinzessin Louise von Oranien, welche sich im Jahre 1790 mit dem Erbprinzen Karl vermählte [2]). Nun steigt Leisewitz mehr und mehr in Aemtern und Würden und damit auch in seinem Einkommen. Noch 1790 wurde er Secretair der geheimen Kanzlei, eine Stelle, die einst Lessingen zugedacht war, und im Jahre 1791 Canonicus am St. Blasius-Dome, ein Posten, welcher durch Gärtners Tod erledigt war, keine besonderen Dienste forderte und nur pecuniären Vorteil gewährte.

---

[1]) In welch hoher Gunst Leisewitz überhaupt bei seinem Landesherrn gestanden, bezeugt auch nach einer Notiz von Dr. Schiller der Briefwechsel, den Leisewitz mit seinem Fürsten führte und der gegenwärtig im Archive zu Wolfenbüttel sich befindet.

[2]) Vgl. Briefe an Langer (bei Schweiger S. 287).

Doch resignirte Leisewitz im Jahre 1799 auf dies Canonicat, wobei ihm neben einer Vergütung für die entgangenen Revenüen ein Geschenk von 5500 Thlr. vom Herzoge bewilligt ward. Im Laufe der Jahre wurden ihm außerdem noch mannigfache kleinere Nebeneinnahmen durch herzogliche Verfügung zugewiesen [1]). 1798 erhielt er die Stelle eines „Commissarii perpetui“ bei dem allgemeinen Sterbe-Cassen-Institute, am 15. April 1801 die Würde eines geheimen Justizrates und Referenten mit Sitz und beratender Stimme im Geheimrats-Collegium. Auch wurde er in demselben Jahre der „Civil-Bedienten-Witwen und Waisen-Cassen-Deputation“ zugeordnet und ihm 1802 die Visitation der Schule zu Schöningen und endlich 1805 noch das Präsidium des Obersanitäts-Collegiums übertragen. In allen diesen Stellungen, wie dies von dem gewissenhaften Manne nicht anders zu erwarten war, entfaltete Leisewitz eine verdienstliche Thätigkeit. Nebenbei mag hier die Erwähnung Raum finden, daß er auch auf die Beseitigung des zopfigen Canzleistiles bedacht war, wofür die aus dieser Zeit stammenden landesherrlichen Verordnungen Zeugniß geben [2]).

Letzte Lebensjahre. Literarische Beschäftigung. Armenwesen.

Außer seiner amtlichen Tätigkeit wandte Leisewitz in dieser Epoche viel Fleiß und Mühe der Vollendung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu und verwertete für diese Arbeit die Schätze der Wolfenbütteler Bibliothek, wobei ihm Langer freundschaftliche Dienste leistete. In den letzten Lebensjahren aber bemühte er sich mit emsiger Sorge um eine Einrichtung, durch welche er seine Mitbürger und noch späte Geschlechter zu Danke verpflichtete: seit dem Jahre 1802 nemlich hatte er die Reform des Braunschweiger Armenwesens, dem schon viele Jahrzehnte früher der Abt Jerusalem seine Aufmerksamkeit geschenkt [3]), in Angriff genommen. Es ist bekannt, wie gerade im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Private, Gemeinden und Regierungen sich bestrebten humanitäre

[1]) So wurden ihm zu Teil: Statt der mit dem Canonicate verbundenen Accisefreiheit jährlich 25 Th. (1793), ferner die Zahlung von 150 Th. aus der Biersteuer und 150 Th. aus der Branntweinaccise, die durch den Tod des Geh. R. Mahner erledigt waren (1805), desgl. 3 Forst Kl. Holz (1805). — Diese, sowie die andern bisher teilweise unbekannten Daten über Leisewitz' amtliche Verhältnisse beruhen auf den im Nachlasse des Dichters enthaltenen amtlichen Zuschriften.

[2]) Bemerkung in Dr. Schiller's Nachlasse.

[3]) Nachgelassene Schriften von J. F. W. Jerusalem, Braunschweig 1793, II. Bd. S. 27 ff.



Anstalten zu fördern [1]). Auch von Leisewitz wissen wir, daß er schon frühe sich mit dem Armenwesen beschäftigte. Hatte er doch im Jahre 1779 für Hannover einen Organisationsentwurf ausgearbeitet und auch mit Goethe, der sich für dieselbe Sache warm interessirte, bei seinem Besuche darüber Zwiesprache gehalten. Nun hatte Leisewitz, seit er das von ihm 1787 erworbene Haus auf dem Bruche (Nr. 396, jetzt Leopoldstraße) [2]) bewohnte, reichliche Gelegenheit, die in diesem Stadttheile herrschende Not und das mit der Not verbundene sittliche Elend kennen zu lernen. Da reifte in ihm der Plan, sich der leidenden Menschheit anzunehmen, und nach dem Muster der neu eingerichteten englischen Armenanstalten auch die Braunschweiger zweckmäßig zu verbessern. Bei dem damaligen Stadtmagistrate, dem es am leichtesten gewesen wäre ein geordnetes städtisches Armenwesen zu begründen, fand er unbegreiflicher Weise keine sonderliche Unterstützung und Förderung; aber seine Ideen gewannen Anklang in dem Herzen seines Verwandten und Freundes, des Kaufmanns Langerfeldt, welcher auch bis an sein Lebensende der treueste Berater und eifrige Beförderer der Braunschweiger Armenanstalten verblieb. Mit diesem der Gabe der Rede und der Darstellung in seltenem Grade mächtigen Manne, der durch seine Leutseligkeit das Vertrauen der ärmeren Classen besaß, entwarf Leisewitz den Plan, dem das Armencollegium, dessen Mitglied er war, seine Zustimmung erteilte. Am 20. October 1802 wandte sich dieses Collegium mit einem von Leisewitz gearbeiteten Aufrufe an das Braunschweiger Publicum, um die Armenanstalten bei der beabsichtigten Vervollkommnung derselben seiner Mildtätigkeit und seinem Schutze zu empfehlen. Im December 1803 gab das Collegium die ersten Nachrichten über das Armenwesen der Stadt und Leisewitz, Spehr und Stähler veröffentlichten einen Bericht über die bisherigen Bemühungen und die notwendigen Principien und Mittel für die Unterstützungen. Die Regierung und Bürgerschaft kam diesem humanitären Streben auf das wärmste entgegen und so trat am 13. Febr. 1805 das Braunschweigische Armeninstitut ins Leben, dem Leisewitz bis zu seinem Tode die lebhafteste Teilnahme widmete und das auch bis auf den heutigen Tag Leisewitzens Andenken ehrend be-

[1]) Vgl. darüber: K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhdrt. Leipzig 1854, I, 407.

[2]) Eine Schilderung dieses Hauses bei K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, Leipzig 1838. II, 89.

wahrt. Alljährlich begeht am Stiftungstage der Verein der Armenpfleger eine würdige Feier in einem mit Leisewitzens Bildnis geschmückten Saale, wobei in silbernem. dem Vereine vom Dichter vermachten Becher Gaben für die Armen gesammelt werden[1]).

Also lebte Leisewitz in den letzten Jahren seines Lebens in vollster Hingebung an edle, gemeinnützige Zwecke, beschäftigt mit der Ausführung einer großen wissenschaftlichen Arbeit und in gewissenhafter Erfüllung seiner amtlichen Pflichten. Obwol kränklich, ließ er sich noch immer in einem Tragsessel zu den Sitzungen bringen[2]). Diese Kränklichkeit und die in hohem Grade sich äußernde Hypochondrie waren Ursache, daß Leisewitz in dieser Zeit alle geselligen Vergnügungen mied und jedem Besuche eines Unbekannten oder ferner Stehenden ängstlich auswich. Daher suchte ihn auch J. H. Voß 1794 vergebens auf und Böttiger mit Matthisson, Ebert und Eschenburg versteckten sich einmal in eine Nebengasse, welche Leisewitz passiren mußte, um eine Zusammenkunft mit ihm sich zu erzwingen. Solche scheue Zurückgezogenheit gab zu manchen Anekdoten Anlaß, unter andern auch zu der Meinung, Leisewitz habe an der fixen Idee gelitten, er sei von Glas, ein Scherz, der zwar sehr alltäglich aber doch bezeichnend ist.

Ueber Leisewitz' äußere Erscheinung in dieser Zeit haben wir Berichte von Zeitgenossen. „Bei einer großen, hageren Gestalt, einem blaßen, höchst fein gebildeten Angesichte und bei einer etwas alterthümlichen Kleidung, glich er fast einem geistigen Wesen aus der Vergangenheit. Seine körperliche und geistige Organisation war sehr zart, seine Nerven höchst reizbar; die Hypochondrie blieb seine fast immerwährende Gefährtin[3])."

Nicht lange lebte Leisewitz im freudigen Bewußtsein seiner edlen Schöpfung. Anfangs September 1806 befiel ihn eine „hitzige Brustwassersucht"; in Ahnung seines nahen Endes war es die Sorge für seine Frau, die ihn zumeist beschäftigte. Am 10.

---

[1]) Klingemann, Kunst und Natur III, 54.

[2]) Vgl. darüber Hessenmüller's oben angef. Schrift.

[3]) Vgl. Schweiger XXXVII ff. und die Anmerkungen daselbst. Die nervöse Reizbarkeit war bei Leisewitz schon frühe vorhanden. Als im J. 1780 der Herzog Karl begraben wurde, fürchtete sich Leisewitz vor dem Schießen der Soldaten und als er ein andermal in ein Dorf gehen wollte und von einer Schaar Hunde angebellt wurde, kehrte er um.



September Morgens 6 Uhr erlag sein schwächlicher Körper der Krankheit [1]).

Groß und allgemein war die Trauer, als die schmerzliche Kunde sich verbreitete. Volk und Fürst nahmen innigen Anteil. Das größte Leid aber traf Sophien, einst das heißgeliebte Mädchen des Jünglings, dann durch beinahe 25 Jahre die treue Gattin des Mannes. Sie trauerte tief — aber still; einsam und von aller Welt abgeschlossen verlebte sie den Rest ihres Lebens in Erinnerung an ihren Gatten, seinem Beispiele nacheifernd in Unterstützung der Armen. Am 17. December 1833 starb sie. Nur ihrer großen Liebe und ihrem tiefen Schmerze, worin sie alle Wünsche des geliebten Todten pünctlich erfüllen zu müssen glaubte, ist es zu verzeihen, daß sie seiner Anordnung nachkommend beinahe den ganzen handschriftlichen Nachlaß, in dem sich außer der gewiß interessanten Correspondenz und vielen literarischen Entwürfen, Studien und Collectaneen auch das Manuscript des Lustspiels „Der Sylvesterabend" und die teilweise ausgeführte Darstellung der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" befunden haben soll, der Vernichtung preisgab und durch drei Wochen damit die Flammen nährte [2]).

Auch des Dichters Verfügung, ihn einfach und prunklos in einem weißen platten Sarge, wie man die Aermsten begrub, zur Ruhe zu bestatten, wollte Sophie erfüllen, konnte es aber nicht wehren, daß der Leichenwagen mit 6 edlen Rappen aus dem herzoglichen Marstalle bespannt unter allgemeiner Teilnahme aller Stände der Bevölkerung zu der Ruhestätte auf dem St. Martini-

---

[1]) Geh. R. v. Wolffradt in Braunschweig an den Landdrost v. Schrader in Wolfenbüttel. 1806 Sept. 10 . . . . . „Diesen Morgen um halb 7 Uhr ist unser gute Leisewitz in die Ewigkeit gegangen. Er ließ mir durch Herrn. H. Schrader (Kammerrat von Schrader, der nachmalige Hausgenosse der Witwe) noch ehegestern die Sorge für seine Frau empfehlen, und Ser^mus hatten die Gnade, ihr noch eine außerordentliche Pension von 100 Rthlr. zuzusichern. Sie hat außerdem aus verschiedenen Cassen 300 Rthlr." (Nach einer gütigen Mitteilung des Hrn. Archivars Hänselmann.)

[2]) So berichtet Dr. Schiller in der schon mehrfach erwähnten Skizze des Lebens Sophiens, bezeichnet dagegen in einer mir handschriftlich vorliegenden Rede „gehalten in der liter. Abendunterhaltung zum Besten der Armen, 1850" und dann in Herrig's Archiv XXXI, 355 einzelne Bruchstücke aus der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" und dem Lustspiele „Der Sylvesterabend" als erhalten. Ein Lustspielfragment hat Herr Archivar Hänselmann, ein persönlicher Freund des verstorbenen Dr. Schiller, im October 1875 nach vergeblichem Suchen in Schiller's Nachlasse an anderm Orte wiedergefunden. Die Reste der Geschichte des 30jährigen Krieges aber halten sich bisher verborgen.

Friedhof geleitet wurde. Der Kaufmann Stähler, Leisewitzens treuer Genosse bei Förderung des Armenwesens, hielt am Grabe dem dahingeschiedenen Freunde einen warmen Nachruf und unter den Klängen eines vom Stadtsecretair Geitel verfaßten und von Kindern gesungenen Liedes wurde der Sarg in das Grab versenkt (am 14. September 1806) [1]. Dort ruht Leisewitz an der Seite seines Schwagers und Freundes Winkelmann; zur andern Seite wurde 27 Jahre später seine Witwe Sophie zur Ruhe bestattet. Ein einfacher flachliegender Stein, von wildem Buschwerk ganz bedeckt, bezeichnet noch heute die Stätte, wo der Dichter des „Julius von Tarent", der edle Menschenfreund und Woltäter der Armen, ruht. Nichts als der Name ist in den Stein gemeißelt. Auch diese Züge beginnen, von Moos umwachsen und von Verwitterung benagt, zu schwinden und in wenigen Jahren wird dieser stille Ort, wenn seiner nicht bald gedacht wird, der Vergessenheit anheim fallen. Schon einmal hat Braunschweig den gerechten Vorwurf auf sich geladen, das Grab eines großen Mannes, das Grab Lessings, nicht geehrt zu haben wie es sich gebührte. Es hat seinen Fehl in glänzender Weise wieder gut gemacht. Möge es auch jetzt daran gehen, das Gedächtnis eines Mannes sichtbar zu erneuern, der 28 Jahre in seinen Mauern geweilt und redlich für das Wol seiner Bürger bemüht war; möge es, wenn schon nicht des Dichters, so doch des Mitbürgers gedenken und eine ehrenvolle Pflicht dankbarer Pietät erfüllen.

[1]) Rede und Gesang sind einzeln gedruckt, später aufgenommen in das Liederbuch des 13. Februars, des Stiftungsfestes der Armenanstalt zu Braunschweig, Brschw. 1814 und in Hessenmüller's „Gesch. 2c. S. 82 ff.

Zweites Buch.

Leisewitz als Schriftsteller.

Erster Abschnitt.

Almanachstücke. Julius von Tarent.

Ich habe mich begnügt bei Schilderung des Lebenslaufes des Dichters auf die literarische Wirksamkeit nur im allgemeinen hinzuweisen, um die Darstellung derselben nicht zu zerstücken und den Einblick in den Zusammenhang nicht zu stören. Eine getrennte Behandlung empfiehlt sich umsomehr, als man bisher in Leisewitz wol den Dichter des „Julius von Tarent" kannte und schätzte, aber von seinen spätern, namentlich an Plänen und Entwürfen reichen Bestrebungen kaum eine Ahnung hatte. Dabei wird es möglich sein, die Art seines Schaffens und den Fortgang seiner Production klar zu durchschauen und hiedurch seine scheinbare literarische Untätigkeit zu erklären.

Daß des Dichters erste poetische Versuche der lyrischen Gattung angehörten, aber nichts davon sich erhalten hat, darauf ist bereits im ersten Buche hingewiesen. Die einzigen Denkmale literarischer Tätigkeit aus der Zeit vor dem „Julius von Tarent" sind die beiden ebenfalls schon erwähnten poetischen Gespräche „Die Pfandung" und „der Besuch um Mitternacht" [1]. Durch

[1]) Beide Stücke mit W unterzeichnet sind zuerst gedruckt im Göttinger Musenalmanach für 1775 S. 65 und S. 226 (nicht 266, wie Goebeke Grundr. II, 705 angibt). Wiederholt in Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wißenschaften, Berlin 1791 Bd. 6 S. 172 ff.; in der Wiener Ausgabe S. 159 ff.; in Schweiger's Ausgabe S. 3 ff.; in der Berliner Ausgabe S. 108 ff. Daß diese Stücke Leisewitz zugehören, bezeugt außer Eschenburg's Anführung ein Brief Sprickmann's an Boie vom 7. Dec. 1775 (vgl. Weinhold a. a. O. S. 216 Anm. 1) und Hölty's an Boie vom 2. Mai 1775 (bei Halm S. 241). Ueberdies bekennt sich Leisewitz selbst dazu in dem Briefe an Reinwald (Bechstein a. a. O. S. 287). Aus letzterem Briefe geht auch hervor, daß Reinwald diese

diese beiden Dialoge führte sich Leisewitz als echtes Mitglied des Hainbundes ein; sie tragen ganz das Gepräge des Geistes und der Anschauungen der Göttinger Bundesfreunde. Freiheitsdurst, Tyrannenhaß, Vaterlandsliebe, Unsterblichkeitsgefühl, das sind die Motive, von denen er beseelt ist.

In der „Pfandung" wird ein Bauer und seine Frau eingeführt, die des Abends sich in ihrer Kammer zum letztenmale zur Ruhe in das Bett legen, das am nächsten Tage von dem Fürsten, der alles verpraßt, „gepfandet wird". Der Bauer möchte sich den Tod geben, aber beide trösten sich schließlich mit dem Gedanken, daß man ihnen wol das Bette, nicht aber die Unsterblichkeit nehmen könne, und „der Fürst und der Vogt sind ja auch unsterblich". Im Jenseits folgt die Vergeltung.

Im „Besuch um Mitternacht" erscheint sogar der Geist Hermanns, des Cheruskers, der den Fürsten, welcher am Schachbrette mit seinem Kammerherrn sitzend, seine Maitresse erwartet, überrascht und ihm die Worte entgegenschleudert: „Siehe hier klebt das Blut des Varus und hier das meinige; beide nicht vergossen, daß du der Tyrann von Sklaven und der Sklave einer Hure seist! — — So gewiß jetzt dein Knie vor einem Geist und der Wahrheit zittert, so gewiß kommt eine Zeit, in der es Hermann nicht gereuen wird, daß er für Deutschland starb! Verstehst Du mich? — Nicht? — Despotismus ist der Vater der Freiheit!"

Diese beiden Stücke sind es wol hauptsächlich, welche Voß zu der Aeußerung veranlaßten „Sein Genie für die Satire ist sehr groß und dabei schreibt er eine schöne Prosa" [1]). Ebenso rühmt Thaer seinen „unerschöpflichen Witz, der alle schöne und starke Geister um ihn versammelte". Neigung zu Witz und Satyre war überhaupt mit Leisewitzens Wesen innig verwebt. Im „Julius" zeigt sie sich ebenfalls und außerdem in späteren Arbeiten.

Was unsern Dichter in der letzten Zeit des Göttinger Aufenthaltes zumeist beschäftigte, war die Ausarbeitung des

---

ihm unbekannten Scenen für ganze Dramen hielt. Und in der Tat sollen sie auch unter dem Titel „Die Pfandungen" und „Das Gespenst um Mitternacht" in einem Verzeichnisse von Theaterstücken aus dem Jahre 1783 als solche aufgeführt sein. (Ich entnehme dies einer Notiz in Dr. Schiller's Papieren, welche hiebei auf die „Zeitung für die elegante Welt" 1853 Nr. 47 verweist.)

[1]) Briefe I, 169.

Julius von Tarent.

Entstehung und Erfolg.

Bisher wußte man nicht genau, in welche Zeit man den Beginn des Werkes setzen solle. Die Stelle im Briefe Voßens an Brückner vom 15. August 1774: „Er arbeitet jetzt an einem Trauerspiele, wovon die fertigen Scenen vortrefflich sind"[1]), schien auf den „Julius" zu weisen, konnte aber, da das Sujet nicht genannt war, nicht mit Sicherheit darauf bezogen werden. Die Einsicht in das erhaltene Originalmanuscript des Trauerspieles, in welchem den meisten Scenen das Datum der Ausarbeitung beigefügt ist, setzt nicht allein die Zeit der Entstehung außer allen Zweifel, sondern ist auch für die Art und Weise, wie Leisewitz gearbeitet hat, höchst belehrend[2]). Aus diesen Daten nun ergibt sich, daß Leisewitz bereits am 1. Mai 1774 einen Teil der 3. Scene des 1. Actes ausgeführt hatte, was die eigentliche Conception des Stückes wol in den Beginn des Jahres 1774 oder, wenn man Leisewitzens schwankende und unentschlossene Natur bei literarischen Arbeiten mit in Rechnung zieht, wol gar schon ins Jahr 1773 zu setzen erlaubt. Die weiteren Daten gehören den Monaten Juli bis October 1774 an[3]) und ergeben, daß die Ausarbeitung der Scenen der Zeit nach nicht in ihrer natürlichen Reihenfolge geschah, sondern willkürlich; Scenen aus einem späteren Acte wurden früher, aus einem früheren später ausgeführt, wobei jedoch angenommen werden muß, daß manche der Daten wol nur den Tag einer erneuten Umarbeitung oder bloßen Abschrift der Scene anzeigen, da

[1]) Voß' Briefe I, 174.

[2]) Diese Art und Weise ist noch deutlicher zu verfolgen in den Aufzeichnungen der Tagebücher von 1779—1780 über das Lustspiel „Der Sylvesterabend"; bei den hier mangelnden unmittelbaren Quellen gewähren sie manches aufhellende Licht und einen Rückschluß für unser Trauerspiel.

[3]) Es sind folgende: I. Act 2. Sc. 30. Juli 1774; 3. Sc. 31. Juli 1774, d. 1. May 1774; 6. Sc. den 3. Aug. 1774, d. 12. Aug. 1774, 13. Aug. 1774; 7. Sc. d. 9. Aug. 1774, 10. Aug. II. A. 1. Sc. vor d. 24. Julius 1774; 2. Sc. d. 25.—30. Aug. 1774; 3. Sc. Hannover d. 18. 8ber; 7. Sc. den 30. Juli 1774. III. A. 1. S. den 25. Julius 1774; 2. S. d. 1.—3. 7ber 1774; 3. S. d. 6. 7ber; 4. S. d. 12. 7ber 1774; 6. S. d. 2. Aug. 1774; 7. S. d. 4. Aug. IV. A. 1. S. d. 19. Aug. 1774; 2. S. d. 21. Aug. 1774, d. 22. Aug., d. 23. Aug.; 4. S. d. 29. Juli 1774; 6. S. d. 27. Juli 1774. V. A. 1. S. d. 27. Julius 1774 (die in den Ausgaben fehlende Scene); 2. S. d. 8. Aug. 1774; 5. S. d. 8. Aug. 1774; 6. S. d. 15. Aug. 1774; 7. S. d. 15. Aug. 1774; 8. S. d. 16. Aug.; 9. S. d. 27. Julius 1774. I. A. 1. S. d. 24. Julius 1774; 6. S. d. 6. August 1774. III. A. 8. S. d. 2. Aug. 1774. V. A. 2. S. d. 6. Aug. 1774.

es Leisewitzens Gewohnheit war, seine literarischen Producte wiederholten Ueberlegungen und Aenderungen, durch die er immer wieder zu bessern bestrebt war, zu unterwerfen. Ich glaube demnach, obgleich nicht alle Scenen mit Daten versehen und eine sogar das Datum des Hannöverschen Aufenthaltes trägt, annehmen zu dürfen, daß Leisewitz bei seiner Abreise von Göttingen im October 1774 das Manuscript seines Trauerspieles vollendet nach seinem neuen Aufenthaltsorte Hannover gebracht hat. Darin bestärkt mich eine Aeußerung im Tagebuche vom 14. Februar 1787, wo Leisewitz den Vorsatz äußert, sein Lustspiel trotz seiner vielen Geschäfte zu vollenden und meint: „habe ich doch auch den Julius zwischen juristischen Arbeiten geschrieben" was nur auf das Studium zum Advocatenexamen sich beziehen kann, das in diese Zeit fällt. Wol aber mag in die erste Zeit des Hannöverschen Aufenthaltes die Umarbeitung der ohne Datum gebliebenen Scenen und manche andere Schlußredaction gesetzt werden.

Zu einem endlichen Abschlusse bewog den Dichter folgender Umstand. Unter dem Datum vom 28. Februar 1775 (nicht wie F. L. W. Meyer in Schröder's Biographie angibt vom 25. Feb.) ergieng von den neuen Unternehmern des Hamburger Theaters, Sophie Charlotte Ackermann und ihrem Sohne Friedrich Ludwig Schröder auf Anregung des bekannten Uebersetzers aus dem Englischen Joh. Joach. Christoph Bode eine Ankündigung [1]), die in verschiedenen öffentlichen Blättern bekannt gemacht wurde und durch welche die genannten Unternehmer „für jedes Originalstück von 3 oder 5 Acten, es sey Trauer- oder Lustspiel, dem Verfasser 20 alte Luisd'or, für eine gute deutsche Uebersetzung eines guten Stückes 6 Luisd'or oder 30 Thaler zu bezahlen" sich erboten.

Es ist dies nicht der erste Versuch, auf solche Weise den Ehrgeiz der Dichter zu spornen und durch die Aussicht auf ein Honorar, das sonst wegen der damals von allen Seiten lauernden Nachdrucker nicht leicht gezahlt werden konnte, zur Production anzuregen. Schon im Jahre 1757 hatte bekanntlich Nicolai in seiner „Bibliothek der schönen Wißenschaften" einen Preis auf das beste Trauerspiel ausgesetzt, den Fr. Cronegk's „Kodrus" nicht

[1]) Abgedr. in Hamb. Theater. Hamburg 1776, I, S. IX ff., dann in Henneberger's Jahrb. I, 111 ff.

zur Zufriedenheit Lessing's gegen J. W. von Brawe's „Freigeist“ erwarb [1]).

Die Bedingungen, die Schröder gestellt hatte, waren nicht beengend: „der Inhalt sollte nicht unsittlich sein, das Stück keine außerordentlich großen Kosten an ungewöhnlichen Kleidertrachten und sonstigen Decorationen erfordern, nicht die Anzahl der agirenden Personen übersteigen, die man billiger Weise auf einer deutschen Bühne erwarten kann und endlich würde, obgleich ein Stück in Versen nicht ganz ausgeschlossen sei, ein Stück in Prosa von sonst gleicher Güte viel lieber seyn.“ Die letzte Forderung ist charakteristisch, war es doch die Zeit der Auflehnung gegen die Herrschaft des Alexandriners und Lessing und mit ihm fast alle dramatischen Schriftsteller der 70er Jahre schrieben in Prosa. Noch war bestimmt, daß nicht preisgekrönte Stücke binnen 4 Wochen an den Verfasser zurückgesandt, solche aber, welche den Preis erhalten, erst 6 Monate nach der ersten Aufführung gedruckt werden sollten, wenn der Verfasser es nicht vorzöge das Verlagsrecht der Direction gegen besondere Vergleichung abzutreten. Endlich wünschte man die anonyme Einsendung der Stücke.

Leisewitz entschloß sich mit seinem Trauerspiele um den Preis zu werben und zwar aus ökonomischen Gründen, denn er erzählte seinem Freunde Hölty bei dessen Durchreise durch Hannover, wie dieser am 2. Mai 1775 an Boie mitteilt [2]), „er denke es der Ackermannschen Gesellschaft zu übergeben, um die Prämie von 100 Thalern zu verdienen; er hätte einen beträchtlichen Theil seines Vermögens eingebüßet und müßte jetzt, wie die anderen Poeten, sein Boot nach der Küste des Gewinnes steuern“. Am 8. Mai 1775 berichtet Hölty an Voß: „Sein Trauerspiel ist fertig und er wird bald eine Abschrift nach Hamburg schicken; nach dem

[1]) Vgl. Koberstein III, S. 2965. 3021 a. 21 u. S. 3015 f. Auch das Beispiel Schröder's fand in der allernächsten Zeit Nachahmung, indem schon im J. 1776 von dem k. k. Nationaltheater in Wien Preise ausgeschrieben wurden. Ueber 100 Stücke waren in Folge dessen im J. 1777 eingelaufen, wovon nur 8 „mit möglichster Nachsicht“ zur Vorstellung zugelassen wurden. Vgl. Allg. Deutsche Bibliothek 1779, S. 141. Bei Wlassak (Chronik des k. k. Burgtheaters, Wien 1876, S. 45) wird die auf die Preisausschreibung bezügliche Kundmachung mitgeteilt, sie ist jedoch vom 13. Februar 1777 datirt; zugleich enthält dies Buch die Angabe, daß Kaiser Joseph hiezu durch einen Rath Lessing's an den Schauspieler Müller veranlaßt wurde.

[2]) Briefe bei Halm a. a. O. S. 241.

wenigen zu urtheilen, das er mir vorgelesen hat, scheinen mir die Scenen der Leidenschaft zu witzig und nicht warm genug zu sein" [1]).

Noch schickte Leisewitz Anfangs Juli das Manuscript an Thaer, der es nach 2 Tagen in Begleitung einer überaus lobenden und begeisterten Kritik dem Freunde zurückstellte [2]) und am 29. Juli wurde es Herdern mit der Bitte „um ein bischen ausführliches Urtheil" auf 8 Tage zugesandt [3]). Bald darauf wol wird es nach Hamburg abgegangen sein, wo es mit zwei andern dramatischen Producten um den Preis rang. Es waren dies die „Zwillinge" von Klinger und „die unglücklichen Brüder" von einem unbekannten Verfasser; alle drei behandelten den Brudermord [4]). Das war nun freilich „sonderbar" für die Preisrichter, die über die Güte dreier Dichtungen entscheiden sollten, die ein und dasselbe Thema zum Vorwurf genommen. Doch für die Literaturgeschichte hat dieses gleichzeitige Ergreifen desselben Gegenstandes nichts befremdendes und namentlich die deutsche Literaturgeschichte dieser Epoche weist wiederholt derartige Fälle auf. Es gibt zu allen Zeiten gewisse Richtungen und Vorstellungen, die die Gemüter mächtiger ergreifen als andere und auf die dichterische Gestaltung einen besonderen Reiz ausüben; so war es auch hier, und Gervinus hat mit richtigem Blicke darauf aufmerksam gemacht, wie „Familienhaß, Stammfeindschaften, Fürsten-, Gatten- und Verwandtenmord, Messaliancen, Empörungen, Zusammenstoß von Leidenschaft und Pflicht die Aufgaben der zahllosen Stücke waren, die auf Emilia Galotti und Götz in den siebziger Jahren wie Pilze aus der Erde entstanden" [5]).

Klinger's „Zwillinge" erhielten den Preis; hören wir, wie dieses Urteil motivirt ist: Das erste Stück „die unglücklichen Brüder" war zu leer an Handlung, nicht überdacht und reif genug, obschon einige Scenen vortheilhaft Erwartung erregend angelegt, die aber unbefriedigt blieb. Das zweyte hieß: „Julius von Tarent" handlungsvoll, schön dialogirt, voll Nerv und Geist; alles entdeckt den Kenner der Leidenschaft, den denkenden Kopf, den

---

[1]) Briefe bei Halm a. a. O. S. 244.

[2]) Gedruckt bei Körte a. a. O. S. 404 ff.

[3]) Von und an Herder, III, 287.

[4]) Daß der Brudermord nicht als darzustellendes Object gefordert war, ist schon oft berichtigt. S. darüber Koberstein, II, S. 1494 a.

[5]) Gervinus a. a. O. IV, 642. Beinahe zu gleicher Zeit beherrschte die Literatur das Motiv des „Kindesmordes". Einen Nachweis darüber gibt E. Schmidt in seinem Buche über L. Wagner. Jena 1875, S. 58 ff.

Sprecher des menschlichen Herzens, und kurz — den Dichter von Talenten; es war des Preises entschieden werth, bis ihm das dritte „Die Zwillinge“ denselben dadurch abgewann, daß es die mächtige, gewaltige Triebfeder der unentschieden gebliebenen Erstgeburt voraus hatte: „Wer beweist mir, daß ich nicht der Erstgeborne von uns Zwillingen war?“ Das entflammt den wilden hinten nachgesetzten Guelfo, und darüber fallen sie beyde [1]).

Von ihrem Standpuncte stellten die Preisrichter die „Zwillinge“ vielleicht mit Recht voran; denn sie giengen von dem Wunsche des Theatereffectes aus, und dieser war wol für das Publicum von den „Zwillingen“ in größerem Maße zu erwarten, als vom „Julius“ [2]). Das Urteil fand aber keineswegs die Zustimmung der öffentlichen Meinung, die sich fast durchgehends sehr anerkennend über den zu gleicher Zeit mit dem I. Bande des Hamburger Theaters 1776 erschienenen „Julius von Tarent“ [3]) aussprach und ihm entschieden den Vorrang vor den „Zwillingen“ einräumte. Wieland nennt es in einem Briefe an Merck [4]) „ein herrliches Phänomen eines jungen Mannes, der noch nichts hat drucken

---

[1]) Hamburger Theater a. a. O. S. XIII.

[2]) Sie sprechen sich selbst (S. XIII) darüber aus: „Preißstücke also! — was sind das? Meisterstücke etwa, die mit allem bisherigen um den Preiß streiten wollen? — Nicht doch, Preißstücke sind in unsrer Bedeutung, um allen Auslegungen vorzubeugen, gute und brauchbare (gerade ein Meisterstück oder Werk des Genies kann zuweilen nicht brauchbar seyn) Originale, und gute und brauchbare Verdeutschungen. Die Kritik muß sich also hauptsächlich über ihre Brauchbarkeit erstrecken und darum mehr praktisch seyn.“

[3]) Die bisher erschienenen Ausgaben sind: 1. Julius von Tarent. Ein Trauerspiel. Leipzig 1776. kl. 8. Weygand. 2. Julius von Tarent. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Aufgef. am S. Meiningenschen Hofe. Im Jahre 1780 (darüber vgl. L. Bechstein a. a. O. S. 138). 3. Der Ausg. bei Weygand 2te Aufl. 1797. 4. 3te Aufl. 1816. 5. 4te Aufl. 1828. Die dritte nennt den Namen des Verfassers auf dem Titel und bezeichnet sich als 3te verbesserte Auflage. 6. „Schriften“ von Joh. Ant. Leisewitz. Wien 1816, S. 29 ff. 7. Sämmtl. Schriften. Braunschweig 1838, S. 9 ff. 8. In der „Familienbibliothek deutscher Klassiker“, eine Anthol. in 100 Bdn. 9ter Bd., hrsg. vom bibl. Inst. in Hildburghausen u. Amsterdam, 1841. 9. „Julius von Tarent“. Ein Trauersp. in 5 Akten von Joh. Ant. Leisewitz. Lpz., Phil. Reclam jun. Universalbibl. Nr. 111. 1870. 10. Julius von Tarent u. a. poet. Schriften von J. A. Leisewitz. Berlin, Ebeling u. Plahn, 1870. — Uebersetzt wurde das Trauerspiel ins Französische im „Théâtre allemand“ von Juncker. T. II, ins Dänische von N. H. Weinwick, 1783.

[4]) Von und an Merck, II, 75.

lassen" und Merck sagt in einer Recension: [1]) „Diese dramatische Production verräth einen jungen Mann von ungemeinem Genie", obgleich er sonst manches zu tadeln findet. Auch K. G. Lessing in Briefen an seinen Bruder[2]), Klopstock [3]), Bürger [4]) und später Schiller [5]) äußerten sich sehr anerkennend, ebenso fast alle gleichzeitigen Recensionen [6]), so daß das abfällige Urteil des alten Bodmer [7]) ganz vereinzelt blieb. Abgesehen von den überaus panegyrisch gehaltenen Lobeserhebungen eines Eschenburg, Böttiger und Jerusalem [8]) ist aber vor allen auf das Urteil G. E. Lessing's zu achten, der das Stück nach Eschenburg's Erzählung für ein Goethesches hielt, und auf Eschenburg's Zweifel darüber erwiederte: „Desto besser, so gibt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas machen kann" [9]). Auch später als er Leisewitz aus Anlaß der Reise desselben nach Berlin an seine dortigen Freunde empfahl, bezeigte er in den an sie gerichteten Briefen [10]) seine hohe Achtung vor diesem dramatischen Producte.

In kurzer Zeit erschien „Julius von Tarent" auf der Bühne und die Aufführungen verbreiteten sich bald unter großem Erfolge über ganz Deutschland. Zuerst wurde er in Berlin noch 1776 viermal bei vollem Hause gegeben und Leisewitz selbst wohnte, wie bemerkt, einer dieser Aufführungen bei [11]). In Hamburg gieng der „Julius" das erstemal am 20. Februar 1777 über die Bretter [12]), wobei Schröder die Rolle des Fürsten Constantin gab, „zu der er

---

[1]) In Wielands Teutsch. Merkur 1776. Viertes Vierteljahr S. 91; dazu vgl. Wielands Brief in „Briefe von und an J. H. Merck II, 80.

[2]) Lessing's sämmtl. Werke. Lachm.-Maltz. XII, S. 540 f.

[3]) L. Bechstein a. a. O. S. 185.

[4]) Bei Strodtmann a. a. O. I, 312.

[5]) Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, hrsg. von Maltzahn 1875, S. 43.

[6]) Göttinger Gel. Anzeigen 1776, Zugabe S. CCCXCII. — Allgem. Deutsche Bibliothek 1777, Bd. 30 S. 519—520.

[7]) Liter. Denkmahle von verschiedenen Verfassern. Zürich bei Orell 1779 S. 209—215.

[8]) Vgl. Schweiger in der Biogr. S. XXII.

[9]) Schweiger, S. XXIII. Danzel-Guhrauer II² S. 94.

[10]) Vgl. S. 23 Anm. 2.

[11]) Schweiger a. a. O. XXV.

[12]) Nicht am 9. April, wie Schütze Hamb. Theatergesch. S. 457 angibt. Vgl. auch Theater-Journal für Deutschl. Gotha 1777, IV. St. S. 195.

sich lange vorbereitet und seinen Gang sorgfältig geübt hatte“ [1]). Mad. Stark spielte die Aebtissin, Dem. Ackermann die Blanca, Brockmann und Lambrecht die Zwillingsbrüder, Mad. Schröder die Cäcilia, Schütz den Aspermonte, Bienbriemen den Erzbischof, letztere zwei nicht zum besten. In demselben Jahre wurde das Stück noch sechsmal wiederholt [2]). In Gotha fand die erste Vorstellung am 3. October 1777 statt, welcher in kurzer Zeit noch vier folgten [3]). Auch in Bonn (am 28. März 1780 und 26. Juli 1781 [4]), desgleichen in Mannheim [5]), Salzburg und Straßburg [6]) wurde das Stück gegeben. In Wien erschien es am 15. November 1785 auf dem Burgtheater [7]). Nicht zu vergessen ist die Aufführung am herzogl. Sachsen-Meiningenschen Hofe durch die herzogl. Familie im Jahre 1780, um deren willen sich der Bibliothekar Reinwald mit dem Verfasser in Correspondenz setzte und eine besondere Ausgabe des Werkes veranstaltete.

Solche Erfolge mußten den durch die Entscheidung der Hamburger Preisrichter verletzten Dichter mit Genugtuung und Stolz erfüllen und konnten ihn wol die erfahrene Zurücksetzung verschmerzen lassen. Daß er, durch das Urteil der Hamburger abgeschreckt, der dramatischen Production für immer entsagt hätte, ist, so oft es auch erzählt wurde, unrichtig, worauf ich später noch zurückkomme.

Es handelt sich nunmehr darum, wie wir heute das Urteil der Hamburger Kritiker und die Stellung der beiden Tragödien, zwischen denen der Preis schwankte, zu einander sowie in der Literaturgeschichte zu fassen haben, was ein näheres Eingehen auf den Inhalt und die Composition des Werkes erfordert.

---

[1]) Meyer a. a. O. I, 395.

[2]) Nämlich 7. März; 9. 15. 17. April; 15. Aug.; 19. Sept. (Anhang zum Hamb. Theater II. und III. Bd.)

[3]) Theater Journal 1780, 14. St. S. 67.

[4]) Ebenda 1782. 20. St. S. 13 und 42.

[5]) Dresdner Schillerbuch S. 268.

[6]) Theater-Journal 1782. 19. St. S. 41; 20. St. S. 98. Um auch eines komischen Umstandes zu gedenken, sei folgendes erwähnt: Ilgener in Altona kündigte an: „Es wird zum letzten male aufgeführt unter Trompeten- und Paukenschal: Julius von Tarent, ein von dem Herren von Leisewitz verfertigtes Original-Lustspiel in 5 Aufzügen.“ (Th. J. 1780. 14. St. S. 67.)

[7]) Vgl. Wlassak a. a. O. S. 65.

„Julius von Tarent“ und „Die Zwillinge“[2].

Leisewitz schreibt am 21. December 1779 an den Bibliothekar Reinwald [1]): „Die erste Idee zu meinem Stücke nahm ich aus der Geschichte des Großherzogs Cosmus I. von Florenz [3]) und seiner Söhne Johann und Garsias. Weil mir aber hier weder die Charactere noch das historische Detail so ganz gefielen, schlug ich diesen Mittelweg zwischen

---

[1]) Bechstein a. a. O. S. 187.

[2]) Die gleichzeitigen Kritiken wurden bereits erwähnt. In neuerer Zeit hat am ausführlichsten über den „Julius von Tarent“ gehandelt A. Henneberger in einem schätzenswerten Aufsatze in seinem Jahrb. I, 111 ff. Der Entstehungsgeschichte, insoweit sie sich aus den gedruckten Daten geben ließ, folgt eine genaue Inhaltsangabe und Würdigung des Stückes, sowie eine treffende Charakteristik der Personen. Zum Schlusse ein flüchtiger Vergleich mit Klinger's „Zwillingen“. Diesen Vergleich weiter ausgeführt hat J. Bayer, Von Gottsched bis Schiller, Vorträge über die classische Zeit des deutschen Dramas. Prag 1869, S. 134 ff. A. Schubert (in Rötscher's Jahrb. für dramat. Kunst u. Literatur 1849, S. 372—379) bietet gar nichts neues, außer nebst manchen Unrichtigkeiten einige recht wunderliche Ansichten, wofür ich als Beleg folgende Stelle anführe: „Am unmittelbarsten erfährt Blanca an sich die Wahrheit der irdischen Dinge; sie büßt der ewigen Gerechtigkeit dafür, daß sie auf dieser Erde in Einem hat glücklich sein wollen, daß sie die himmlische Seligkeit vorweg zu nehmen sich getraut hat (?!). Diese Seligkeit, wenn sie auf Erden erscheint, erscheint sie als Wahnsinn; in dessen Reichen sind die Schranken gefallen, der Dichter hat in richtigem Gefühl in Blanca die weitere Bedeutung des Chors der alten Tragödie wieder wach werden lassen (Akt 5, Sc. 3 u. 4)“ (?!).

Eine ähnliche Wunderlichkeit bringen die Wiener „Jahrbücher der Literatur“ X, 196, wo die Darstellung des Bruderzwistes in Müllner's „Schuld“ „um vieles dramatisch vollkommener“ als im „Julius von Tarent“ und besonders als in der „Braut von Messina“ bezeichnet wird. —

Die „Deutsche Monatschrift“ 1798, III, 302 enthält in einem Verzeichnisse von bürgerlichen Trauerspielen als Nr. 58 Julius von Tarent, ein Trauerspiel (von J. A. Leisewitz), Leipz. 1776 mit der Bemerkung: Man vergleiche folgende englische Stücke: A very Woman, or the Prince of Tarent, by Massinger, 1655; The obstinate Lady, by Cockain, 1688; The Twins, by Rider, 1695. Ich konnte nur das erstere einsehen, das aber mit Leisewitzens Tragödie nichts gemein hat, als das, daß ein Mädchen zwei Bewerber hat. Auch entnehme ich einer Bemerkung vor dem Stücke, daß Cockains „The obstinate Lady“ eine Nachahmung von Massingers „A very Woman“ ist. (The Plays of Th. Massinger. With notes critical and explanatory by W. Gifford, pag. 438.)

[3]) Auch der Recensent in der Allg. Deutschen Bibliothek, 2. St. S. 529 bemerkt: „Der Stof ist aus der Florentinischen Geschichte entlehnt.“ Aus welchem Werke Leisewitz die Kenntnis des Ereignisses entnommen, ist mir nicht möglich zu bestimmen.

Geschichte und Erdichtung ein. Hingegen glaubte ich die poetisch-philosophischen Sitten des Mediceischen Hofes mit Recht beyzubehalten; die Philosophie auf dem Pegasus gefiel mir." So wurden Ort und Personen der Handlung geändert, der Schauplatz nach Tarent verlegt und das dort herrschende Fürstengeschlecht trat an Stelle der Mediceer.

Die Erzählung des von Leisewitz benutzten Ereignisses, das sich im Jahre 1762 zugetragen haben soll, aber von der neuern Geschichtsforschung in das Gebiet der Erfindungen verwiesen wird[1]), ist folgende:

Cosmus, Herzog von Florenz, hatte drei Söhne: Lorenz, welchen er zu seinem Nachfolger bestimmte und den er später an den spanischen Hof schickte; Johann, welcher, obgleich kaum 16 Jahre alt, schon mit dem römischen Purpur bekleidet war; Garsias, einen jungen Prinzen von wilder Gemütsart. Diese beiden Letzteren hatten aus wechselseitiger Eifersucht und Neid schon in ihrer zartesten Kindheit einen Haß gegen einander eingesogen, von dem man sie niemals hatte abbringen können und der in jener Zeit auf eine tödtliche Weise ausbrach. Während Cosmus, begleitet von seiner ganzen Familie, die Häfen und Seeplätze seiner Staaten besuchte, um seinem kriegerischen Orden eine feste Form zu geben, entfernten sich diese beiden Prinzen auf einer Jagdpartie, welche sie in einem Walde in der Nähe von Grosetto mitmachten, da sie sich gezankt hatten, nach gegenseitiger Uebereinkunft von dem Gefolge, vertieften sich in das Gehölz, schlugen sich und Garsias tödtete mit einem Dolchstoß den Cardinal. Er holte darauf die Jagdgesellschaft wieder ein, ohne die geringste Verwirrung zu zeigen, und als wenn er sich nur verirrt hätte, fragte er, was aus seinem Bruder geworden wäre. Aber da dieser junge Prinz nicht erschien und die Nacht hereinbrach, verteilten sich seine Diener, um ihn zu suchen, und derjenige, der besonders mit seiner Bewachung beauftragt war, fand ihn endlich, nachdem er das ganze Gehölz durchlaufen hatte, zu Boden gestreckt, todt und in seinem Blute gebadet. Er eilte sofort, um Cosmus eine so traurige Nachricht zu bringen. Dieser Fürst vermutete alsbald die Hand, von der ein so grausamer Stoß geführt worden war; aber obgleich

---

[1]) Vgl. Leo, Gesch. von Italien V, 559. R. Galluzzi, Istoria del Granducata di Toscana, Firenze 1781, II, 39 ff.

von dem lebhaftesten Schmerze durchdrungen, hatte er Kraft genug, um ihn zu verhehlen; er befahl sogar diesem Diener, die Sache geheim zu halten und ihm unter dem Mantel der Dunkelheit die Leiche seines Sohnes, in einen Teppich gehüllt und ohne daß es bemerkt würde, in sein Zimmer zu bringen. Man hatte ihm kaum gehorcht, als er Garsias rufen ließ, und nachdem er sich mit ihm eingeschlossen hatte, fragte er ihn, was aus seinem Bruder geworden wäre. Dieser junge Prinz antwortete ihm mit einer Zuversicht, die seinem Alter nicht natürlich ist: er hätte ihn auf der Jagd und bei der Verfolgung des Hirsches aus dem Gesichte verloren. Cosmus befahl ihm nun, den Teppich aufzuheben, welcher die Leiche des Cardinals bedeckte, deren Wunden noch eine Fülle Blut ausströmten. Bei diesem Anblicke sagte der Herzog, der seinen Schmerz und seinen Zorn nicht mehr zurückhalten konnte, zu ihm: „Unglücklicher, das ist das Blut Deines Bruders, welches um Rache gegen Dich zum Himmel schreit; muß ich einen Brudermörder in die Welt gesetzt haben, der durch die Vernichtung seines Bruders sich einen Weg gebahnt hat, um seinen Vater selbst zu tödten?" Garsias, eingeschüchtert, warf sich ihm zu Füßen, bekannte sein Verbrechen und gab vor, um das Gräßliche desselben zu mildern, daß sein Bruder ihn zuerst angegriffen hätte, und daß er sein Leben nur durch dessen Tod hätte retten können. Aber Cosmus, der so schwache Entschuldigung verwarf und ihn mit Augen voller Wut ansah, sagte zu ihm: „Ich muß selbst den Tod des Unschuldigen durch die Vernichtung des Schuldigen rächen und Du mußt das Leben Demjenigen wieder bezahlen, von dem Du es hast." Indem er diese Worte sagte, entriß er ihm den Dolch, mit welchem er seinen Bruder getödtet hatte, und stieß ihm denselben in den Busen. Man begrub sie darauf Beide heimlich, und um ein so großes Unglück zu verbergen, sprengte man aus, sie wären in einem Landhause an einer ansteckenden Krankheit, von welcher Toscana damals heimgesucht wurde, gestorben. Später veranstaltete man für sie ein großartiges Leichenbegängnis in der Hauptkirche zu Florenz, zu welchem man ihre Leichenrede fügte, und in derselben gab sich der Prediger auf Cosmus' Befehl, um den Verdacht wegen dieses Mordes zu schwächen, besondere Mühe, sich hauptsächlich über das Lob des Garsias zu verbreiten. Eleonore von Toledo, die Mutter dieser beiden jungen Prinzen, der man die Umstände ihres Todes nicht verbergen konnte, starb darüber vor Schmerz. Cosmus, ohne sich durch so viel Mißgeschick nieder-

schlagen zu lassen, suchte Trost in der Sorge um die Regierungsgeschäfte [1]).

In dieser Geschichte lag für den Dichter die erste Anregung zu dramatischer Behandlung und zugleich der Kern der Fabel: zwei feindliche Brüder mit einander in Zwiespalt; der eine ermordet den andern, der Mörder wird von dem Vater mit dem Tode bestraft. In diese einfache Geschichte mußte in durchgängiger Motivierung bindender Zusammenhang gebracht werden. Es geschah durch Einführung der Leidenschaften des Ehrgeizes und der Liebe. Lag es auch nahe, diese Motive frei zu erfinden und in die gegebene Geschichte zu verflechten, so glaube ich doch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß der Dichter folgende Momente aus der Geschichte der Mediceer und zwar aus der Geschichte der Verschwörung der Pazzi wider die Medici benutzte:

„Seine (Peters v. Medici) unmündigen Söhne Laurenz und Julian, beide mit großen Anlagen gebohren, nur daß jener mehr Ehrgeiz und Feuer, dieser sanftere Empfindungen verrieth, traten nun unter Anführung Thomas Soderini auf den Schauplatz. — — —

Cosmus, der ihre (der Pazzi) Eifersucht kannte, hatte einem unter ihnen Wilhelm, Neffen ihres Aeltesten, seine Enkelin Blanka, Laurenz und Julians Schwester, zur Ehe gegeben, und unter dem Schirme dieser Verwandtschaft lebten beide Häuser einige Zeit, dem Scheine nach im besten Vernehmen. Nach Peters (Medici) Tode waren Julian Medici und Franz Pazzi tägliche, im Hang zum Vergnügen sympathisirende Umgangsfreunde: Aber Letzterer trug bei guter Zeit den Samen der Verrätherei im Herzen, der nachher, durch eine gemeinschaftliche Liebschaft genährt, schreckliche Früchte trug und die berufene Verschwörung der Pazzi gegen die Medici hervorbrachte.

Franz faßte gegen eine junge und schöne Dame, Camilla Cafarelli, von gutem Hause, aber ohne Vermögen, die er bei einem von den Medici angestellten Turniere hatte kennen lernen, eine heftige Leidenschaft und bewarb sich um ihre Hand; hielt aber diese Leidenschaft vor seinem Freunde Julian verborgen. Julian liebte Camillen nicht minder und ward vorgezogen. — —

[1]) Die Erzählung nach Vertot, Gesch. des Malteserordens. (1. Ausg. VI, 210 ff.). Vgl. Schiller's Werke. Berlin Hempel, XVI, 16.

Familienstolz und Wetteifer und persönliche Eifersucht vereinigten sich nun in Franzen und kochten Rache, ehe er noch die heimliche Heirath erfuhr" [1]).

Die kurze Charakteristik der beiden Brüder Laurenz und Julian paßt ganz auf Guido und Julius; das Verhältnis der beiden Freunde Julian Medici und Franz Pazzi zu Camilla erscheint auf die beiden Brüder übertragen.

Woher Klinger den Stoff zu seiner Tragödie genommen, ist unbekannt. Daß er bei der dramatischen Darstellung des der Leisewitzschen Fabel sehr ähnlichen Stoffes von eben denselben Motiven geleitet wurde, wie jener, ist ersichtlich. Nur hat jeder der beiden Dichter seiner individuellen Natur entsprechend im einzelnen anders gestaltet. Leisewitz wählte den weicheren, sentimentalischen Charakter zu seinem Helden, zeichnete mit sorgfältiger Ueberlegung die Charaktere seiner Personen und führte die Handlung nach wol durchdachtem Plane in maßvollen Verhältnissen; Klinger dagegen seiner dichterischen Art und seiner Zeitstimmung folgend, teilte dem wilden blind leidenschaftlichen Guelfo die erste Rolle zu, deutete die Charaktere mehr an, als daß er sie ausgeführt hätte und trug kein Bedenken, die entsetzlichsten und grellsten Situationen beinahe das ganze Stück erfüllen zu lassen.

Sehen wir vorerst zu, wie Leisewitz seinen Stoff des näheren ausgestaltet hat. Julius, Erbprinz von Tarent, liebt Blanca [2]), ein Mädchen von nicht ebenbürtigem Stande. Rein und aus tiefstem Herzen entspringt seine schwärmerische Neigung für sie, an deren Besitze sein ganzes Glück hängt, um deren willen er jeden Augenblick bereit ist den Tron von Tarent zu opfern. Auch sein jüngerer Bruder Guido liebt Blanca leidenschaftlich, aber nicht wie Julius aus wirklicher, wahrer Empfindung, sondern aus ehrgeiziger Eifersucht, weil Julius sie liebt, dem er in nichts nachstehen will. Er will nicht von ihr lassen, weil dadurch seine Ehre beleidigt würde. Blanca war sein Schlachtruf, sie hatte er bei Turniren und Gelagen als seine Liebe genannt, Blanca muß ihm werden, weil Schönheit der natürliche Preis der Tapferkeit ist, und dieser ihm, nicht dem schwärmerischen, speculirenden, untätigen Julius gebührt. Der alte Fürst, der die Charaktere seiner Söhne

---

[1]) Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, S. 309 ff.

[2]) Bianca hieß sie ursprünglich im Orig.-Manuscr.

wol kennt, äußert sich: „Ich weiß er verachtet die Weiber und seine Liebe an sich mag ein sehr unbedeutendes Ding sein, und wenn sie blos auf Julius Liebe träfe, das hieße ein Kind gegen einen Riesen gestellt und die werden nicht kämpfen. Aber darin liegt das Schlimme, daß Guidos Ehrgeiz mit Julius Liebe zusammenstößt, Riese gegen Riese, von denen keiner ein Quentin Kraft mehr oder weniger hat als der andre, und das gibt hartnäckige, gefährliche Gefechte." Der Fürst hat daher Blanca, den Grund der Zwietracht, als Nonne einkleiden lassen; aber trotzdem dauert der Zwist fort; beide Brüder geben ihre Hoffnungen nicht auf, ja gerade dieses Ereignis erhitzt die Leidenschaften auf den höchsten Grad. Der Fürst glaubt den Streit schlichten zu können, wenn Julius Liebe auf einen andern Gegenstand gelenkt würde, — „denn Guido hörte alsdann von selbst auf" — und Cäcilia, die Nichte des Fürsten, soll dieser Gegenstand sein. Der alte Fürst hofft das beste davon, obwol ihm sein Bruder der Erzbischof in richtiger Erkenntnis von Julius Charakter gesagt: „Weißt Du denn nicht, daß es Liebenden Meineid ist, eine fremde Schönheit zu sehen? wenn nur ein andres lebhaftes Bild in ihrem Gehirn aufsteigt, so glauben sie schon ihr Herz sei entweiht." — Trotzdem läßt der Fürst Cäcilien, da sie ihn zu seinem sechsundsiebenzigsten Geburtstage beglückwünscht, seinen Plan mit Julius merken, was sie aber als Blancas Freundin und Vertraute ihrer Liebe bescheiden zurückweist, ohne daß sie der Fürst zu einer entschiedenen Erklärung kommen ließe.

Damit schließt der erste Act, der eine treffliche Exposition des Stückes gibt. Wir erhalten Kunde von dem Zwist der beiden Brüder, dem Grund desselben, von dem Plane diesen Zwist beizulegen, ahnen aber, daß dies die Verwickelung nur steigern und endlich zu gewaltsamer Lösung führen werde. Die Zeichnung der beiden Charaktere beginnt gleich hier mit vieler Schärfe, freilich mehr durch Reden als durch Taten, wie dies schon von den zeitgenössischen Recensenten tadelnd hervorgehoben wurde. Was Henneberger (S. 132) vom Erzbischofe und Aspermonte, Julius Freunde, sagt, daß sie große Aehnlichkeit mit den Confidents des altfranzösischen Dramas haben, indem sie mehr da sind, um die Hauptpersonen sprechen zu lassen und anzuhören, als selbst zu sprechen und zu handeln, gilt namentlich in dem ersten Acte.

Julius hatte noch einen Monat warten wollen, ehe er sich zur Flucht aus Tarent und Entführung der Geliebten entschlösse.

Dies wissen wir aus dem ersten Acte. Nun betritt er im zweiten Acte das Kloster und weiß die Aebtissin zu bewegen, ihm eine Unterredung mit Blanca zu gestatten. In dieser hat der Dichter den Kampf der neuen Pflichten mit der alten Liebe in Blancas Brust meisterlich gezeichnet. Die Glut ihrer Gefühle, durch die Andacht schon gedämpft, wird durch Julius' feurige Reden und die Erinnerung vergangener Liebeszeit aufs neue zu heller Flamme angefacht, und als Julius von gewaltsamer Entführung gesprochen und sie küßt, da bricht sie ohnmächtig zusammen. Nunmehr möchte er den nächsten Tag schon die Geliebte entführen. Aspermonte, seinem treuen Freunde, vertraut er sich an, entschließt sich aber auf dessen Vorstellungen abermals zu warten, wodurch die schon im Fortschreiten begriffene Handlung ins Stocken kommt. Selbst die Erklärung Cäcilias, daß sein Vater sie mit ihm verbinden wolle, was seinen Entschluß doch aufs neue spornen sollte, hat nicht mehr bei ihm zur Folge als eine Betrachtung über die Liebe. Die Handlung am Schlusse des zweiten Actes steht eben da, wo sie am Schlusse des ersten gestanden.

Den dritten Act eröffnet die Geburtstagsfeier des alten Fürsten. Seine Tränen bewirken eine Annäherung der Brüder, aber nur eine augenblickliche, um sie nur noch mehr zu entzweien. Guido will seine Ansprüche auf Blanca aufgeben, wenn Julius ein gleiches tue, er glaubt „seiner Ehre damit genug getan zu haben", wenn sie keiner besitzt, wenn sie bleibt, was sie ist. Dies kann Guido tun, nie aber Julius, dessen Liebe zu Blanca eine unerschütterlich innige ist. Julius' Weigerung bringt Guido in größte Aufregung. Dessen Drohungen bewegen Julius die Entführung Blancas ins Werk zu setzen. Aspermonte soll die nötigen Anstalten treffen. Damit wäre der Höhepunct des Dramas erreicht, und hier würde der dritte Act sehr passend schließen. Aber der Dichter hat noch eine Scene angefügt, um Blancas Stimmung und Gedanken vorzuführen.

Im vierten Act sind die Anstalten zur Flucht getroffen. Julius nimmt noch Abschied von den heimatlichen Fluren, woran sich melancholische Betrachtungen über den Fürstenstand und menschliche Vergänglichkeit knüpfen. Julius' Entschluß zur Flucht ist fest; selbst ein Gespräch mit dem ahnungslosen Vater, der ihn segnet, macht ihn nicht wankend. Die nächste Scene zwischen dem Fürsten und Erzbischof, welche bei einer Flasche Wein den Geburtstag feiern, steht in ihrer behaglichen Ruhe im schärfsten Contraste zu der fol-



genden, in der die Katastrophe rasch, beinahe unerwartet eintritt. Guido von Julius' Vorhaben unterrichtet, eilt herbei, um ihn an der Ausführung zu hindern. Julius befiehlt dem Diener dem Aufgebrachten die Hellebarde vorzuhalten. Dieser dadurch gereizt, stößt dem Bruder den Dolch in die Brust. Es geschieht in einer plötzlichen Aufwallung des Zornes und zu spät erkennt Guido, was er getan.

Im fünften Acte[1]) finden wir den trostlosen Vater an der Bahre des Sohnes. Er gelobt Rache. Blanca, irrsinnig dem Kloster entsprungen, tobt ihren Schmerz an der Leiche des Geliebten aus und muß gewaltsam entfernt werden. Der Vater als Fürst richtet seinen Sohn, den Brudermörder, und gibt ihm den Tod mit eigener Hand — selbst aber zieht er sich ins Kloster zurück. —

Gehen wir nunmehr, um beide Stücke vergleichend betrachten zu können, auf den Inhalt der Klingerschen Tragödie ein. Ihr Held ist Guelfo, der vollständige Gegensatz von Leisewitzens Julius. Er ist ein Mann der Tat, im Bewußtsein großer Geistesanlagen und körperlicher Kraft, hegt er den Glauben, er hätte der erste Mann Italiens werden können, „wenn sein Vater nicht den Keim wahrer Größe in ihm aus widernatürlichem Hasse unterdrückt hätte". Diese Unterdrückung glaubt er darin zu sehen, daß er neben seinem älteren Zwillingsbruder Ferdinando, den er für weniger bedeutend, für kraftlos, aber schlau und hinterlistig hält, zurückgesetzt werde, ja daß dieser gar nicht der Erstgeborene, sondern er es sei. Von seinem Freunde, dem „traurigen" Grimaldi, der, in heftiger Liebe zu Guelfos verstorbener Schwester entbrannt, von Guelfos Vater, und wie er glaubt, durch Ferdinandos Einfluß abgewiesen worden war und darob in tiefe Melancholie und Verbitterung versunken ist, wird Guelfo in seiner Meinung und in seinem Hasse gegen Ferdinando immer mehr bestärkt. Der Zweifel wegen der Erstgeburt, dessen glückliche Lösung ihn in seine vermeintlichen Rechte einsetzen würde, quält ihn zumeist. Er sucht Gewißheit. Der Arzt, der bei seiner Mutter Niederkunft gewesen, wird befragt, die Mutter wird befragt, beide bezeichnen Ferdinando als den Erstgebornen, aber in einer Weise, die Guelfo nicht überzeugt, ja seinen Verdacht

[1]) Der V. Act wird im Orig.-Mſ. durch eine Scene eröffnet, in der 2 Soldaten bei Julius' Leiche Wacht haltend Gespenstergeschichten erzählen. Sie fiel wahrscheinlich in Folge einer Bemerkung Thaer's weg. Vgl. Beilage 1 und 2.

nur noch bestärkt. Die Verbitterung Guelfos wird immer größer und steigert sich durch den Gedanken, daß der Bruder ihm auch das Mädchen, das er geliebt, entfremdet, bis zur Raserei. Nur der Mutter gegenüber wird er einigermaßen ruhiger und weicher gestimmt; dem Vater, den er für mitschuldig hält an der Täuschung über die Erstgeburt, tritt er trotzig entgegen und hat auf seine freundliche Rede keine Antwort, wie vor „dem Feinde steht er vor ihm, beißt die Zähne, zieht die Faust zusammen, seine Stirne wölkt sich". Beide kommen in heftigen Wortwechsel, in dem sich Guelfos zerrissenes, furchtbar wildes Gemüt in seiner ganzen Schrecklichkeit offenbart, in der er uns als das erscheint, was er wirklich ist, ein rasendes Ungeheuer.

Im zweiten Act tritt Guelfo der Absicht näher, Ferdinando durch Mord zu beseitigen. Ferdinando erscheint mit seiner Braut Camilla, deren ganzen Wert er, Guelfo, allein fühlen könne, während Ferdinando „nur die reiche Erbin in ihr sieht, nur berechnet, wie er den Betrag ihrer Güter zu seinen ehrgeizigen Absichten verwenden mag". Guelfos Leidenschaft äußert sich in tobendem Ungestüm, er schießt gelegentlich eine Pistole los, um seiner Aufregung Luft zu machen und in der Begegnung mit Camilla geberdet er sich zuletzt wie ein Wahnsinniger.

Der Gedanke, daß auch Camilla ihm von dem Bruder, der ihm in allem zuvorgekommen, entrissen sei, hat ihn zu dem festen Entschlusse des Brudermordes gebracht (III, 1): „ich muß! ich muß! Das Schicksal sprachs aus, ich muß! Blutig schwingt der Todesengel das Würgeschwert über mich und berührt meine Seele. Nun erst ist Entschluß da! Vollbringen ist da! Alle gute Geister verhüllten ihr Haupt, und weinten eine Zähre über den ausgestoßenen, verdammten Guelfo — Ich muß! — Grimaldi! wenn ich nicht müßte — im Sturme sausen die bösen Geister: Guelfo, du mußt!" Nun erzählt er Grimaldi, was geschehen. Er hatte abermals seinem Vater Zweifel gegen Ferdinandos Erstgeburt ausgesprochen, es war zu einem heftigen Auftritte gekommen: „er (der Vater) schlug mich mit der Lanze. Ich schwieg; er hörte auf, mir Vater zu sein! Nun will auch ich hineinschlagen, Alter! Rauf Deine weißen Haare! — Dann stießen sie mich hinaus — netzten Ferdinando mit Thränen, und schrieen: Einziger, rette uns vor seinem Wahnsinn! Ich hörte noch, wie er es über sich nahm, mich bei Sonnenaufgang im Forste aufzusuchen und mich von meinem Wahnsinn zu heilen." — — „Mord, Mord! und wenn

ichs denke, stehn mir die Haare nicht!" — Da kommt seine Mutter, freundlich spricht sie ihm zu — allein er forscht nur abermals, ob er oder Ferdinando der Erstgeborne sei; die Mutter kann ihm nur sagen: „Ich weiß nicht. Der Vater hat's gesagt. Als das Leben wieder in mein Herz kehrte, hielt ich euch beide, und vergaß alles. Ich fühlte nur die Freude, euch zu haben. Guelfo, du mußt der Zweitgeborne sein, ich litt mehr und liebe dich stärker." Die innige Liebe der Mutter erschüttert ihn, macht ihn wankend in seinem Vorsatze, „er will fliehen — um der Mutter willen — will Schutz bei den Ungläubigen suchen."

Im vierten Acte geschieht im Forste, während sich Camilla zum Feste schmückt, die gräßliche Tat. Schreckliche Zeichen waren die vergangene Nacht eingetreten und trübe Stimmung und traurige Ahnung beherrscht die Gemüter. Da kommt Ferdinandos Pferd ledig in den Hof gesprengt, Guelfo wütend hinterdrein. Er fühlt die ganze Schwere des begangenen Verbrechens, aber sein Starrsinn, sein Haß gegen den Toten läßt nicht nach: selbst an der Leiche des Bruders (V. Act), bei dem Fluche des Vaters bleibt er ungerührt — erst die Tränen und das Gebet der Mutter „der einzigen Zuflucht des Elenden" bewegen ihn zur Reue, und ergebungsvoll empfängt er den Todesstoß durch die Hand seines richtenden und rächenden Vaters.

Die leidvolle That, das aristotelische *πάθος*, welches beiden Tragödien zu Grunde liegt, ist der Brudermord. Bekanntlich erblickte Aristoteles im Verwandtenmorde ein besonders wirksames Mittel, die tragischen Affecte, Mitleid und Furcht, zu erwecken [1]. Die antike Tragödie, namentlich die drei großen hellenischen Tragiker haben sich denn auch mit Vorliebe dieses Mittels bedient. Es zeugt für den Ernst, mit welchem man das Tragische von seiner energischen wirksamsten Seite faßte, wenn die deutsche Tragödie der siebziger Jahre so häufig Stoffe wählt, welche auf dergleichen Taten beruhen. Um jedoch bei dem Gräßlichen und

[1] *Ἂν μὲν οὖν ἐχθρὸς ἐχθρόν, οὐδὲν ἐλεεινὸν οὔτε ποιῶν, οὔτε μέλλων, πλὴν κατ' αὐτὸ τὸ πάθος, οὐδ' ἂν μηδετέρως ἔχοντες, ὅταν δ' ἐν ταῖς φιλίαις ἐγγένηται τὰ πάθη, οἷον εἰ ἀδελφὸς ἀδελφὸν ἢ υἱὸς πατέρα ἢ μήτηρ υἱὸν ἢ υἱὸς μητέρα ἀποκτείνει ἢ μέλλει ἤ τι ἄλλο τοιοῦτον δρᾷ, ταῦτα ζητητέον.* (Arist. de arte poetica lib. c. 14. Ed. Vahlen, Berol. 1874.)

Widernatürlichen, ja Unwahrscheinlichen, welches von vornherein für uns in solcherlei Taten gelegen ist, die rechte Art von Mitleid und Furcht durch die Darstellung zu erzielen, bedarf es der ganzen motivirenden Kunst des Dichters. Lessing in seiner berühmten Kritik von Corneille's Rodogune hat sich bekanntlich hierüber ausgesprochen, wie folgt: [1]) „Der Dichter wird vor allen Dingen bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinliche Verbrechen nicht wol anders als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit blos auf historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er suchen, die Charaktere seiner Personen so anzulegen; wird er suchen, die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so genau abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmäliche Stuffen durchzuführen, daß wir überall nichts als den natürlichsten, ordentlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem nehmlichen Grade der Leidenschaft, bey der nehmlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben; daß uns nichts dabey befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahinreißt, und voll Schrecken über das Bewußtsein befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahinreißen, Dinge zu begehen, die wir bey kaltem Geblüte noch so weit von uns entfernt zu seyn glauben."

In der Erfindung der Ursachen, aus denen das Verbrechen des Brudermordes hervorgehen sollte, giengen unsere beiden Dichter einen ähnlichen Weg, sie wählten, wenngleich mit unterschiedener Auffassung die nahe liegenden Motive: Ehrgeiz, Herrschsucht, Liebe. Beide Dichter legten ferner in den Gegensatz der Charaktere, der schon von Kindheit an bei den Brüdern in schroffer Weise hervortritt (vgl. Julius I, 6. Zwillinge I, 2; III, 1), den Keim alles Zwiespaltes. Dieser Gegensatz und die daraus erwachsende Abneigung steigert sich im Laufe der Jahre und erreicht da, wo beide auf *ein* Ziel hinstreben, den Höhepunct. Im Wettstreite um den Preis wird der tatkräftigere der beiden Charaktere nicht zögern, seinen Willen und sei es mit Vernichtung des Gegners, durchzu-

[1]) Hamburg. Dramaturgie, 32. Stück.



setzen. Dies ist bei Leisewitz mit großem Geschicke ausgeführt. Julius' höchstes Glück ist der Besitz Blancas. Der Versuch seines Vaters, ihn einem andern Mädchen zu verbinden, die Drohungen seines Bruders drängen ihn zur Entführung. Er kann, wie sein Charakter angelegt ist, nicht anders handeln. Und ebenso wahrscheinlich, ja notwendig erscheint es, wenn Guido, von Haß und ehrgeiziger Eifersucht getrieben, gewöhnt, seinen Willen durchzusetzen, dem Bruder, der ihm darin hinderlich ist, entgegentritt und, stets rasch handelnd, den Streit mit gewaltsamer Tat entscheidet.

Es darf nicht verkannt werden, daß die Motive an sich mächtiger sind, welche Klinger's Guelfo zum Brudermorde treiben. Sein Ehrgeiz, seine Herrschsucht hat, um es den Preisrichtern zuzugeben, den gewaltigen Antrieb der unentschieden gebliebenen Erstgeburt voraus, er ist ferner von wirklicher, heftiger Liebe zur Braut seines Bruders erfüllt, während das Gefühl Guidos für Blanca mehr aus Ehrgeiz denn aus eigentlicher Liebe stammt. Nichtsdestoweniger stehen wir zuletzt in Klinger's Tragödie vor dem Brudermorde als vor einem abstoßend gräßlichen Ereignisse, einem μιαρόν im aristotelischen Sinne; denn die That geschieht vorbedacht, nicht wie bei Leisewitz in augenblicklicher Aufwallung, durch die nächsten Umstände hervorgelockt, durch das Streben die bevorstehende Entführung zu verhindern, unmittelbar veranlasst. Klinger's Ferdinando erscheint unschuldig hingemordet, eben als er alles aufbieten will, um den feindlich gesinnten Bruder zu versöhnen. Vor der Empörung, die wir über seinen Untergang empfinden, tritt selbst das Mitleid für ihn in den Hintergrund. Wir haben ihn als durchaus rein und edel kennen gelernt; denn das, was wir ihn tun sehen, läßt trotz der etwas flüchtigen Zeichnung seiner Person nur diese Anschauung von ihm gewinnen und die feindlichen Worte über ihn in Guelfos Munde verdienen um so weniger Glauben, als dessen ganzes sonstiges Benehmen den Eindruck wahnwitziger Verblendung macht. Schließlich sind es doch weniger jene Motive, als die über alles Maß des Natürlichen hinausgetriebene Exaltation Guelfos, sein ungeheuerlicher Charakter, welche uns vor Augen stehen, aus denen wir sein ganzes Verhalten und sein Verbrechen uns erklären. Eine Dichtung, welche auf einen solchen Charakter, eine solche Handlungsweise gebaut ist, mag für ihren Helden die allgemeine Sympathie erwecken, die wir mit dem Menschen, dem Verbrecher von krankhaft leidenschaftlicher

Anlage immerhin empfinden, sie ist jedoch keineswegs im Stande, die tragischen Affecte in vollem Maße zu erregen, weil wir nicht veranlaßt sind, uns selbst an die Stelle, in die Lage des Helden zu versetzen. In Leisewitzens Tragödie dagegen, in welcher mit besserem künstlerischen Tacte der edlere Bruder zum Hauptträger der Wirkung des Stückes gemacht ist, bemitleiden wir den Helden aufs lebhafteste und fürchten in der Tat, daß auch wir in ähnliche Lage kommend ähnlich handeln, ähnliches Geschick erfahren könnten; er steht uns eben menschlich nahe, und selbst sein Gegner Guido darf auf mehr als das bloße aristotelische φιλάνθρωπον Anspruch erheben.

Einige Worte noch über den Ausgang der Tragödie. Beide Dichter haben den Brudermörder zur Sühne seines Verbrechens durch die Hand des Vaters fallen lassen, unter der Motivirung, daß der Vater, sein richterliches Amt ausübend, den Ermordeten räche und den Brudermörder der Schande entziehe. Für uns hat diese Tat etwas außerordentlich Peinliches und in dem Leisewitzschen Stücke auch den Charakteren Widersprechendes. Wenn der alte Guelfo bei Klinger seinen Sohn richtet, finden wir es noch eher begreiflich; er ist ein heftiger Charakter, wir wissen, daß Ferdinando sein Liebling gewesen, daß Guelfo ihm viel Kummer bereitet hat, daß die Ehre seines Hauses zu wahren ist. Nicht so im „Julius“. Der alte Fürst ist ein ruhiger, überlegt handelnder Charakter, er hegt gleiche Liebe zu beiden Söhnen, oder ist doch wenigstens nicht gegen Guido feindlich gerichtet, wie es hinsichtlich Guelfos in den „Zwillingen“ wirklich der Fall ist. Aber mehr noch ist zu berücksichtigen, daß Guidos rasch und energisch handelnder Charakter bei Leisewitz eher erwarten läßt, er werde, sobald er erkennt, was er Furchtbares getan, nicht zögern, Hand an sich zu legen, da ja sein Höchstes, seine Ehre, durch sein Verbrechen befleckt ist. Dies wäre ein versöhnenderer Abschluß gewesen, wobei zugleich das Nachschleppende des V. Actes hätte vermieden werden können.

Die Ausführung im Allgemeinen betreffend, ist Klinger's Tragödie an Handlung nicht reicher, eher ärmer als jene Leisewitzens, welche selbst, wie bereits angedeutet wurde, mit Bezug auf Fülle und Stetigkeit im Fortschritte der Handlung manches zu wünschen übrig läßt. Es geschieht in jener nichts wesentlich Neues, was unter gesteigert fortschreitender Spannung die Katastrophe zu beschleunigen geeignet wäre, denn die Grundlage derselben ist schon von allem Anfange gegeben und wird im Verlaufe des Stückes

nur in verschiedenen Tönen variirt. Dadurch bekommt zugleich die Ausmalung von Guelfos Charakter, worin die Darstellung eigentlich vorzugsweise sich bewegt, ein dramatisch-nachteiliges Uebergewicht über die Handlung und selbst eine Steigerung der Leidenschaften des Helden im Verlaufe der Action war kaum möglich, da sie von vornherein aufs stärkste hervortraten. Die Charaktere übrigens, die sich um Guelfo gruppiren, sind nicht alle so ausgeführt, wie es wünschenswert wäre, namentlich jener Ferdinandos nicht, der weniger durch sich selbst als durch die Reden Guelfos und der andern vergegenwärtigt ist. In gerundeter Darstellung hebt sich unter den Nebenpersonen eigentlich nur der Charakter der alten Fürstin heraus, deren echte Mutterliebe, namentlich Guelfos wildem Wesen gegenüber den woltuendsten Eindruck macht.

Auch in diesen Puncten wird unstreitig die Vergleichung zu Gunsten des „Julius" sprechen. Leisewitz hat seine Tragödie planmäßiger angelegt, die Handlung, wenn auch nicht vollkommen in der für das Drama wünschenswerten, raschen Weise gefördert, ist doch im Verlaufe mit neuen bewegenden Momenten erfüllt, die Charakteristik der einzelnen Personen, selbst der unbedeutenderen, wie der Aebtissin, schärfer und klarer und namentlich jene der beiden Brüder in treffender Anschaulichkeit ausgeführt. Dabei kommt die Handlung doch zu vollerer Geltung und tritt hinter der Charakteristik nicht zurück. Die Sprache endlich ist edler und gewählter als bei Klinger; Leisewitzens „Julius" steht hierin nicht allein hoch über den „Zwillingen", sondern übertrifft auch die Mehrzahl der zeitgenössischen Dramen.

Die Stellung des „Julius von Tarent" in der deutschen Literatur.

Die ersten siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bezeichnen für die Geschichte des Dramas in Deutschland einen wichtigen Zeitabschnitt. 1773 war Goethe's „Götz von Berlichingen", ein Jahr vorher Lessing's „Emilia Galotti" erschienen, beide von durchgreifendem Einflusse auf die Entwickelung der deutschen dramatischen Dichtung; jener als Vertreter der freieren shakespearisirenden Richtung, diese zwar auch unter Shakespeare's Einwirkung, aber durch den Einfluß des Aristoteles und der Griechen in maßvolleren Formen gestaltet. Goethe's „Götz" fand vorerst begeistertere Aufnahme und zahlreichere, oft übertreibende Nachahmungen; Lessing's „Emilie" begann erst später zu wirken. In der Mitte zwischen der shakespearisirenden Richtung der Stürmer und Dränger und der formell gemäßigten Lessing's steht Leisewitzens

„Julius von Tarent". Lessing's und seiner „Emilie" Einfluß ist darin besonders in der sorgfältigen Composition, in dem wol durchdachten und consequent durchgeführten Plane, in der scharfen Zeichnung der Charaktere, in der gewählteren Ausdrucksweise wirksam [1]).

Der Stil des „Julius von Tarent" zeigt jedoch im Einzelnen bedeutsame Unterschiede von jenem der Lessingschen Dramen. Während bei Lessing immer die klare Ueberlegung und bewußte Berechnung den Dialog leitet, sein Ausdruck selten vom Pathos fortgerissen höheren Aufschwung nimmt, ist dies bei Leisewitz häufig der Fall und seine Rede erhebt sich gerne zu schwungvollem, wenn auch nicht immer ganz klaren Ausdrucke; während bei Lessing Bilder und Redefiguren spärlich auftreten, finden wir sie im „Julius" desto zahlreicher und zwar sind die Bilder zumeist aus dem Naturleben genommen, wie denn das Naturgefühl überhaupt im „Julius" charakteristisch hervortritt. Diese Erscheinung ist teils dem Umgang mit den Göttinger Freunden, die ja das Naturgefühl so sehr hegten und pflegten, teils aber auch der Lectüre und dem Studium Shakespeare's zuzuschreiben. Daher fehlt nicht der bekannte Göttinger Mondschein [2]) und die zahlreichen Vergleiche aus der belebten und unbelebten Natur und deren Erscheinungen [3]). Julius schwärmt im

[1]) Nebenbei sei bemerkt, daß Goethe's Werther auf den „Julius von Tarent" keinen Einfluß nehmen konnte, wie dies H. Hettner in der Litgesch. wol voraussetzt, da der Werther erst Sept. 74 erschien, als das Werk von Leisewitz nahezu vollendet war.

[2]) I, 1: „Wie ich Abends auf mein Zimmer trete, schießt der Mond nun eben ein Paar Strahlen hinein, und die fallen just auf Blancas Bildnis" — „Wie sie vielleicht über meine Untreue weinte, und der Mond durch ihr kleines Fenster auf ihr Crucifix und Breviarium schien." III, 7 sagt Blanca: „Sehen Sie wie der Mond scheint! Sie denken sich ihn als einen leuchtenden Weltkörper — ich seh an ihm blos den Zeugen meines ersten Kusses, ein nicht zu raubendes Andenken meiner Liebe. — Sei gegrüßt lieber Mond!" — Und als Julius Blanca entführen will, sagt Aspermonte (IV, 6): „Wie schön der Mond scheint!"

[3]) I, 2: „Fragt man die Rose, ob sie dem, der Geruch hat, duften will?" III, 5: „Daß jeden Tag der Schmerz neue Anmuth und Reiz von ihr, wie der Sturm die Blüthen von einem Baume schüttelt. IV, 4: „Du sorgst zu viel; übersieh jetzt Dein Tagewerk. Am Abend duftet Alles, was man gepflegt hat, am lieblichsten. Was geht Dich die Nacht an." — I, 2: „Komm wie eine zahme Wachtel, wenn sie pfeift." — III, 4: „Die Küsse werden auf Euern Lippen zittern, wie Tauben, über denen ein Adler hängt." — II, 5: „Nur zuweilen zeigt mir ein Augenblick den ganzen Reichthum der Menschheit, wie ein Blitz, der..." u. ähnl. mehr.

Garten in der Nacht, geht beim Morgenrot hinab und träumt daselbst. Ehe er die Heimat verläßt, macht er noch einen Ritt durch die heimischen Fluren und bei der Entführung bemerkt er, „daß er nie die Nachtigall zärtlicher schlagen und die Grille angenehmer zirpen hörte" (IV. 6). In Lessing's „Emilia" ein einziges Naturbild (V. 7): „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert." Vom Naturgefühl, wie im „Julius" nur sehr geringe Spuren.

Eine Art der Lessingschen Ausdrucksweise hat Leisewitz offenbar in den Julius hinübergenommen, es ist dies die Wiederholung einzelner Worte und ganzer Redensarten unmittelbar nach einander oder mit einigen dazwischen oder daran gesetzten Worten, nicht allein im erregten Dialoge, sondern auch in ruhiger Stimmung. Bei Lessing begegnet diese Manier vereinzelt schon in der „Sara", in der „Minna", auffallend häufig aber in der „Emilia". Leisewitzens „Julius" bietet zahlreiche Beispiele derselben Art [1]).

---

[1]) Lessing's Emilia I, 1: „Ich war so ruhig, bild ich mir ein, so ruhig." — I, 4: „Vortrefflich, Conti; ganz vortrefflich! — Das gilt Ihrer Kunst, Ihrem Pinsel. — Aber geschmeichelt, Conti; ganz unendlich geschmeichelt." „Und Augen müssen über den wollüstigen Spötter die Aufsicht führen, — Augen, wie — —" „Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?" „Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht sehr." „Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeister und lassen Sie auf Ihre Quittung für beide Portraits sich bezahlen — was Sie wollen, so viel Sie wollen, Conti." IV, 1: Daß er noch lebte! O daß er noch lebte! Alles, Alles in der Welt wollte ich darum geben — selbst die Gnade meines Prinzen — diese unschätzbare, nie zu verscherzende Gnade — wollt' ich drum geben!" „Ich verstehe. Nun gut, nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie versichern es, und ich, ich glaube es — Aber wer mehr? Auch die Mutter? Auch Emilia? Auch die Welt?" u. s. f.

Leisewitz' Julius, I, 1: „Es war Phantasie; aber Phantasie..." „Ich hatte eine Nacht — eine Nacht —" „Gießen Sie aus, gießen Sie aus, edler Jüngling, mein Herz ist Ihres Schmerzes würdig." „Ich will warten; aber unterstützen Sie mich in dem Monat, unterstützen Sie mich." I, 2: „Ich kann hassen, hassen wie ein Mann —" I, 3: „So will ich es Ihnen erweisen, erweisen will ich es Ihnen, —" „Ich kann reden, Prinz, ich kann reden, aber Sie können jetzt nicht hören." „Mich schonen, mich schonen, entsetzlich!" „Es muß für diesmal genug sein — aber vergessen Sie nicht, nur für diesmal!" I, 4: „Wie konnt' ich anders, wie konnt' ich anders!" „Ich weiß, was Sie sagen, ich weiß." I, 7: „Ich fühl' es, Cäcilia, ich fühl' es, daß ich alt werde." „Weißt Du, weißt Du wirklich?" „Jetzt noch keine Er-

Einzelne Motive und Situationen im „Julius" erinnern lebhaft an Lessing's „Emilia". Ich will nicht gerade behaupten, daß der Prinz Lessing's maßgebend auf die Zeichnung des Julius gewirkt habe, aber es finden sich immerhin einige Anklänge [1]). Wie ferner in der 6. Scene der „Emilia" das Gespräch zwischen Marinelli und dem Prinzen die folgende Handlung beeinflußt, wie darin die Fäden des tragischen Gewebes gesponnen werden, so in der 1. Scene des „Julius" im Gespräche des Prinzen mit Aspermonte. Wie dort Marinelli den Prinzen leiten, für ihn denken, handeln soll, so hier Aspermonte für Julius. Solcher Beziehungen ließen sich im Einzelnen noch mehrere hervorheben.

Auch von Seite Shakespeare's erkennt man in der Anlage der Charaktere, so wie in der Ausführung einzelner Situationen selbst in der Redeweise eine ähnliche Einwirkung. So hat der Charakter des Julius manche Züge von Hamlet überkommen, namentlich das grüblerische, unentschlossene Wesen [2]). So erinnert Blancas Gestalt

---

klärung, Mädchen — ich weiß, was mir Deine jungfräuliche Bescheidenheit für eine geben müßte, und mit der Zeit — Verstehst Du, keine Erklärung!" — „...so denk' an diese Unterredung. Hörst Du, Cäcilia, an diese Unterredung sollst Du denken" u. s. f.

[1]) Worte, wie „Mit euern ersten Häusern! in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile und nicht selten die Dürftigkeit herrscht. — O ein Fürst hat keinen Freund, kann keinen Freund haben!" (Emilia I, 6) erinnern lebhaft an Julius' Worte: „Wahrhaftig, ich bin diesen gesellschaftlichen Einrichtungen viel schuldig. Sie setzen Fürsten und Nonnen und zwischen beide eine Kluft" (II, 5) und „Kein Fürst hatte jemals einen Freund" (I, 1) „Die Fürsten haben keine Freunde" (III, 5). Doch waren diese Anschauungen damals so allgemein, daß dabei eine directe Einwirkung Lessing's nicht angenommen zu werden braucht.

[2]) An Hamlet's bekannte Kirchhofrede im V. Acte erinnern ähnliche Worte des Julius. Hamlet: Der Schädel da hatte eine Zunge in sich und konnte einst singen; wie ihn der Bub auf den Boden aufwirft, als wären es Kains Kinnbacken, der den Mord begieng! Dies mochte die Hirnschale eines Staatsmannes sein, den dieser Esel nun aussticht, Eines, der den Herrgott hintergehen wollte, nicht? — — Oder eines Höflings, der sagen konnte: guten Morgen, lieber Prinz! Wie geht's Euch, bester Prinz? Dies mochte der gnäd'ge Herr So und So sein, der des gnädigen Herrn So und So Pferd pries, als er sich zu erbetteln gedachte, u. s. f.

Julius (IV, 2): „Die Handvoll Staub in diesem Sarge, ehemals der große Theodorich, liebte den Schädel in jenem, einst die schöne Agnese! — Können sie doch jetzt ruhig schlafen, ohne daß ein Kammerherr im Vorsale zu zischeln braucht: pst! Dieser erstickende Dunst ist wie der Dunst aus der Gruft eines Bettlers, und kein Schmeichler kann sagen: er duftet lieblich. Fault

sichtlich an jene Ophelias, namentlich in der Wahnsinnsscene am Schlusse. Und als Beispiel der Anklänge an Shakespearesche Redewendungen möchte ich noch auf folgende Stelle im „Julius“ (IV. 6) aufmerksam machen, die Schiller in den Räubern nachgeahmt zu haben scheint:

> Aspermonte (schreit dem Leichnam in's Ohr): Blanca, Blanca! (Springt auf.) Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören“ —

Vgl. hiezu Heinrich VI. 3. Teil (II, 6):

> Warwick: Man höhnt Dich, Clifford! fluche, wie gewohnt.
> Richard: Was! keinen Fluch? Schlecht steht es mit der Welt,
> Hat Clifford keinen Fluch für seine Freunde.
> Nun weiß ich, er ist todt.

Bedeutung für die Geschichte der deutschen Literatur hat Leisewitz namentlich dadurch erlangt, daß er auf Schiller's Dichtung einflußreich gewirkt hat [1]). Der „Julius von Tarent“ gehört bekanntlich unter jene Dichtungen, deren Lectüre Schillern in früher Jugend am meisten anzog; er wußte das Stück beinahe ganz auswendig [2]). Was Wunder daher, daß der Einfluß dieses Werkes gerade in den Jugenddichtungen Schiller's entschieden und augenfällig hervortritt; ja man fühlt sich versucht, auch in spätern Werken manches seiner Einwirkung zuzuschreiben.

Auf der Akademie noch verfaßte Schiller ein Trauerspiel, welchem er den Stoff und die Quelle des „Julius von Tarent“ zu Grunde legte. Es war dies „Cosmus von Medici“, von dem Petersen, Schiller's Jugendgenosse, erzählt: „Stoff und Gang des Stückes hatten viel Aehnlichkeit mit dem „Julius von Tarent“; doch war es dem Leisewitzischen Werke, wovon es eine Art Nachbild war, an Werte bei Weitem nicht gleich. Auch verwarf und vernichtete Schiller das Ganze; nur einzelne Bilder, Züge, Gedanken und Einfälle nahm er späterhin daraus in seine Räuber auf“ [3]).

---

nicht Theodorichs Hund so gut, als Theodorich, obgleich an seinem Grabe kein verrostetes Schwert und Scepter liegt. — Hm, dacht' ich, ich werd' schon auch vermodern, wenn es gleich in keinem Erbbegräbniß geschieht.“

[1]) „Hätte Leisewitz auch Nichts vermocht, als den Jüngling Schiller in einer verwandten Saite zu berühren, ihm gebührt dafür sein Platz im Andenken der Nachwelt.“ Palleske, Schiller's Leben I, 123.

[2]) Boas, Schiller's Jugendjahre, herausgg. von W. v. Maltzahn, 1856. I, 143.

[3]) Palleske a. a. O. I, 124.

Daß der „Julius von Tarent" Schiller's Vorbild bei seinem „Cosmus von Medici" gewesen, ist hiernach gewiß, wenn er auch, indem er Leisewitzens ursprünglichen Stoff behandelte, den Zusammenhang desselben mit dem „Julius", wie Palleske bemerkt [1]), nicht gekannt hat. Aber Palleske irrt wol, indem er sagt: „Auch Schiller's Frau spricht (Charl. v. Schiller und ihre Freunde I, 85) von einem Trauerspiele: Die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer. Allein sie konnte wol wie Boas durch die Memoiren gleiches Namens zu dem Gedanken verleitet werden, daß Schiller's Trauerspiel denselben Stoff dramatisch behandelt habe." Ist es dem entgegen nicht wahrscheinlich, daß Schiller ebenso wie ich es früher von Leisewitz vermutet habe, die Katastrophe der angeführten Erzählung von Cosmus v. Medici und seinen beiden Söhnen, die Zeichnung der Brüder aber und die Hauptmotive des Stückes der „Verschwörung der Pazzi" entnommen und so beide Stoffe vereinigt habe? Auf diese Weise würden sich dann die beiden verschiedenen Nachrichten über das verlorene Jugendwerk Schiller's erklären [2]).

Das Motiv des Bruderzwistes fesselte Schiller's Interesse noch ferner. Es erhielt bald in den „Räubern" eine neue poetische Gestaltung. Da Einzelnes aus dem „Cosmus" nach Petersen's Berichte in die „Räuber" übergegangen ist, so könnte es sich um die Frage handeln, ob es möglich sei, die herübergenommenen Stellen zu bestimmen und dadurch eine indirecte Einwirkung des „Julius" durch den „Cosmus" auf die „Räuber" nachzuweisen. Goedeke [3]) bemerkt, daß die später von Schiller unterdrückte Scene, in der Karl Moor Amalien entführen will, als eine Ausführung der ähnlichen Scene im „Julius" (IV, 6) aufzufassen sei. Weiter geht ein Herausgeber der Schillerschen dramatischen Entwürfe, welcher meint, daß Spiegelberg's Erzählung von der Plünderung des Klosters, welche an Stelle jener unterdrückten Scene trat, aus dem „Cosmus" in die „Räuber" übergegangen sei [4]). Daß die ange-

---

[1]) Palleske, ebenda.

[2]) Vgl. Schiller's Sämmtl. Schr. Histor.-krit. Ausg. I, 39.

[3]) Grundr. II, 919.

[4]) „Was er (Schiller) davon (von dem „Cosmus") in die Räuber aufnahm, können wir natürlich nicht wissen, da wir seinen „Cosmus von Medicis" nicht kennen; doch wenn dieser dem „Julius von Tarent" ähnlich war, so ist es wol erlaubt den Schluß zu ziehen, daß es Spiegelberg's Erzählung von der Plünderung des Klosters war; denn wir wissen, daß Schiller ur-

führte Scene im „Julius" Vorbild für die später getilgte Entführungsscene in den „Räubern" gewesen, halte ich für sehr wahrscheinlich; daß aber diese Entführungsscene aus dem vernichteten „Cosmus" in die „Räuber" übergangen sei und nachdem sie ausgefallen war, verändert in Spiegelberg's Erzählung Aufnahme gefunden habe, ist eine bloße Vermutung ohne alle Sicherheit.

Deutlich erkennbar aber ist in Schiller's Jugendwerken überhaupt zunächst der allgemeine Einfluß von Leisewitzens reflexionsreicher Redeweise und der damit verbundenen Zergliederung der Empfindungen und Gedanken, vielleicht auch seiner häufigen Verwendung biblischer Redensarten. Reminiscenzen an den „Julius" sind ferner nicht allein in manchen Zügen der Charaktere der „Räuber" und der folgenden Jugendwerke — denn wer würde nicht die Verwandtschaft eines Ferdinand, Don Carlos mit Julius, mehr noch der weiblichen Figuren Amalia, Leonore, Luise mit Blanca und Cäcilia herausfühlen — sondern auch in einzelnen Reden und Motiven zu erkennen. Freilich darf man bei den letzteren nicht immer wirkliche Benutzung Leisewitzscher Ideen annehmen — können ja die Gedanken auch aus dem Gemeingute des zu jeder Zeit in gewissem Maße herrschenden allgemeinen Vorstellungskreises geschöpft sein, können ja zwei Dichter unwillkürlich denselben Gedanken zum Ausdruck bringen. Indes bei der bekannten großen Vertrautheit Schiller's mit dem „Julius" ist für das Vorkommen gleicher Gedanken und Motive eine Anlehnung an Leisewitz in den Jugendwerken von vorn herein nicht unwahrscheinlich, mag nun dieselbe bewußt oder, wofür die Vermutung spricht, unbewußt erfolgt sein[1]).

---

sprünglich beabsichtigte, den Karl Moor selbst in das Kloster einbringen zu lassen, um seine Amalia daraus zu entführen; nur auf Zureden seiner Freunde, denen diese Scene zu gräßlich däuchte, änderte er sie ab. Eine ganz ähnliche Scene nun findet sich im „Julius von Tarent", der also hier das Vorbild ist, und nicht, wie Vollmer in Goedeke's kritischer Ausgabe (II, 79) behauptet, der Klostersturm der Engländer in Voltaire's „Pucelle"; denn außerdem, daß derselbe mit Schiller's Darstellung nicht die geringste Aehnlichkeit hat, ist auch gar nicht zu erweisen, daß Schiller schon damals das Voltairische Gedicht gekannt hat." (Schiller's Werke. Hempel's Ausg. XVI, 15 ff.)

[1]) Folgende Parallelstellen mögen hier Raum finden:

Julius I, 4: „Und alles das wird mit Beispielen großer Männer erläutert. Aber beim Himmel! wer ein Held sein kann, wird kein Geschichtskundiger. — Allein da steht der müßige Julius im Tempel des Nachruhms, bläst den Staub von der Bildsäule Alexanders, setzt einen neuen Firniß über

Ist der Einfluß des „Julius von Tarent" in den auf die „Räuber" folgenden Werken, Fiesco und Luise Millerin, etwas zurückgetreten und mehr nur in einzelnen verwandten Zügen der Charaktere und in der rhetorisch gehobenen Sprache zu erkennen, so war für den „Don Carlos" die ganze Persönlichkeit des Julius entschieden bestimmend. Schiller hat sich selbst darüber in einem Briefe an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen ausgesprochen: „Wenn er (Don Carlos) einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewiz an Don Carlos und Julius abmeßen — nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben, —

---

die Nase des Cäsars und gafft nach der Erbse des Cicero. Soviel glänzende Beispiele weiß er —"

Räuber I, 2: „Pfui über das schlappe Castraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen."

Julius III, 3: Aber Dein zartes Gehirnchen könnte zerreißen, wenn Du das Alles lebhaft dächtest, was ein Mann kann.

Räuber I, 2: Dein Gehirnchen soll sich im Schädel umdrehen, wenn mein kreißender Witz in die Wochen kommt.

Julius IV, 6: Blanca, Blanca! — Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören.

Räuber V, 1: He Du! es gibt einen Vater zu ermorden! — Ja! Er freut sich nicht — Er ist mausetodt.

(Bei letzterer Stelle kann auch das früher aus Shakespeare's Heinrich VI. angeführte Motiv in Betracht kommen.)

Julius II, 1: Was ist älter, die Regel der Natur oder die Regel des Augustin?

Kabale und Liebe I, 4: Ich bin ein Edelmann — laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen giltiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: dieses Weib ist für diesen Mann.

Julius III, 4: Jeden Gedanken in Dir will ich mit meinem Namen stempeln, und wenn Du Blanca siehst, sollst Du nicht an sie sondern an mich denken. Mitten in euern Umarmungen soll plötzlich mein Bild in euerer Seele aufsteigen, die Küsse werden auf euren Lippen zittern, wie Tauben, über denen ein Adler hängt.

Kabale und Liebe IV, 7: Felsen und Abgründe will ich zwischen Euch werfen; eine Furie will ich mitten durch Euren Himmel gehen; mein Name soll Eure Küsse, wie ein Gespenst Verbrecher, auseinander scheuchen.

Julius V, 7: Ein Lied will ich aus dem ganzen Jammer machen, und das soll mir Blanca um Mitternacht singen.

Kabale und Liebe V, 1: Ich setze die Geschichte Deines Grams auf die Laute, singe dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriß. (Vgl. E. Schmidt, H. L. Wagner. S. 2.)

nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Tone, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir" [1]). Des Julius grübelnde schwärmerische Natur, seine über Standesvorurteile sich erhebenden Freiheitsideen, seine hingebende Freundschaft zu Aspermonte, seine tiefe, innige Liebesempfindung, dies alles hat in Don Carlos und Marquis Posa eine veredelte, idealere Gestaltung erhalten.

Noch einmal auf dem Höhestande seines Schaffens nahm das Thema des „Julius von Tarent", das Sujet der feindlichen Brüder, Schiller's Interesse in Anspruch und fand in der „Braut von Messina" (1801) eine erneute poetische Darstellung [2]). Der Eindruck

---

[1]) Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, 1875. S. 44.

[2]) Wenn man zu wiederholtenmalen einzelne Stellen aus der Braut von Messina als Reminiscenzen aus dem „Julius" bezeichnet hat, so ist dabei die Analogie eine so entfernte, daß kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit ein unbewußter Nachklang geschweige denn eine bewußte Benutzung angenommen werden kann. Boas (a. a. O. I, 143) führt das Gleichnis (III, 2) an: „In einem Jahrhundert bist Du der Fürst, der Einzige von allen Deinen Tarentinern, den man noch kennt, wie eine Stadt mit der Entfernung verschwindet, und blos noch die Thürme hervorragen." Dazu hält er die Stelle in der „Braut von Messina" (I, 3):

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkel nachtenden Schwingen
Ueber ganze Geschlechter aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt."

Cholevius (Gesch. der deutschen Poesie 2c. II, 187) hebt die Stelle (V, 9) hervor: „Ich habe mein oberrichterliches Amt zum letztenmale verwaltet" und vergleicht damit die Worte Don Cesars (IV, 8): „Das Recht des Herrschers üb' ich aus zum letzten Mal" ohne die darauf folgenden Worte „dem Grab zu übergeben diesen theuern Leib" zu berücksichtigen, aus denen hervorgeht, daß hier eine Vergleichung kaum statthaft ist. Richtig indes wird die Bemerkung desselben Literarhistorikers sein, daß Schillern bei der ganzen Scene die ähnliche Situation aus dem „Julius von Tarent" vorgeschwebt habe. Wenn Cholevius (S. 207) hervorhebt, daß Guidos Wort: „Schönheit

des einst so hochgehaltenen Stückes mag neben dem Hinblicke auf das feindliche Brüderpaar der antiken Tragödie bei der Wahl und Erfindung dieses Stoffes bestimmend nachgewirkt haben.

---

ist der natürliche Preis der Tapferkeit" (I, 2) vom Chor auf denselben Fall angewendet werde, hat er wahrscheinlich die bezüglichen Stellen im 4. Auftritt des II. Actes im Sinne. Düntzer (Die Braut von Messina erläutert S. 69. 79) erinnert an folgende Stellen:

Julius III, 2: „Euch beide soll ich segnen, und Jeder hält Fluch über den andern für Segen auf sein Haupt?"

Braut von Messina I, 4:
„Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
Stoß' ich den Stachel nicht in Deine Brust?
Wenn ich das Herz an seinem Anblick weide,
Ist's nicht ein Raub an Dir?"

Julius II, 2: „Hören Sie! die Glocke zur Hora läutet."

Braut von Messina:
„Da hört' ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora schien es zu bedeuten ..."

Man könnte noch folgende Stelle hinzufügen:

Julius V, 2: „Was lächelst Du, Leichnam? Fürchte nichts von der väterlichen Liebe! — Dein Mörder ist mein Sohn nicht, mein Weib war eine Ehebrecherin und sein Vater ein Bube."

Braut von Messina IV, 5:
„Er ist mein Sohn nicht — Einen Basilisken
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Brust,
Der mir den bessern Sohn zu Tode stach."

Zweiter Abschnitt.

Literarische Tätigkeit nach Vollendung des „Julius von Tarent".
(1775—1806.)

Dem „Julius von Tarent" gegenüber, welcher, bei seinem Erscheinen mit so großem Beifalle aufgenommen, den literarischen Ruf Leisewitzens begründete und Schiller's Dichtung beeinflußte, ist Leisewitz' nun folgende literarische Tätigkeit auf die gleichzeitige und nachfolgende Literatur ohne jeden Einfluß geblieben. Denn seine seither veröffentlichten Arbeiten waren zu geringfügig, um in dieser Hinsicht eine Bedeutung zu erlangen, dagegen Werke, wie „Der dreißigjährige Krieg" und das Lustspiel „Der Sylvesterabend", von denen vielleicht ein solcher Einfluß zu erwarten gewesen wäre, wurden von dem Verfasser geheimnisvoll und ängstlich zurückgehalten und schließlich sogar der Vernichtung preisgegeben.

Charakteristisch für diese Epoche ist es, daß sie reich an Plänen und Entwürfen ist, von denen aber beinahe nichts zur Ausführung gelangt. Zunächst begegnen wir dem Plane zu einer Tragödie „Konradin", auf jenem Stoffe beruhend, der in der deutschen Literatur so oft und bis auf den heutigen Tag eben nicht mit Glück behandelt wurde. Leisewitz war damit im Beginne des Jahres 1776, wenn nicht etwa schon früher, beschäftigt, und die Dichtung sollte nach den Worten Boie's „ein Meisterstück werden". Nach der einzigen kleinen Scene, die zugleich mit einer solchen aus dem ebenfalls nur geplanten „Alexander Hephästion" im Juliheft des Deutschen Museums erschien [1]), läßt sich

1776.

[1]) Konradin, im Deutschen Museum 1776, S. 625. Alexander, ebd. S. 649. Beide sind mit N. unterzeichnet und ohne eine Ueberschrift eingerückt. — Boie's erwähnte Aeußerung im Briefe an Bürger vom 16. April 1776

kein Urteil gewinnen. Der Dichter muß damals zur Production sehr angeregt gewesen sein, da Boie Bürgern versichert, „er hat genug liegen, um ganze Stücke damit zu füllen, aber ich kann ihn nicht dazu bringen, daß er vollendet, denn ganz fertig ist nichts“ [1]). Es liegt hierin ein Vorwurf, zu welchem wir noch öfter in diesem Abschnitte Anlaß haben werden: gleichzeitiges Erfassen mehrerer Aufgaben, aber ohne Kraft und Ausdauer zur Durchführung. Die wiederholten Ermahnungen Bürgers an Boie, „Leisewiz wärmer zu halten“, „unter Leisewizen ja niemals das Feuer ausgehn zu lassen“, die Boie gewiß auch zu erfüllen bestrebt war, halfen nichts.

Im Decemberhefte des Museums erschien die „Adresse“, welche in dem früher erwähnten Briefe nebst einer „Marktschreyerrede“ in Aussicht gestellt war, als „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter“ [2]). Die „Marktschreyerrede“, „in der er sich mit der Ueberkraft in Geschmack, Styl und Sprache lustig macht“, ein Zeugnis dafür, daß Leisewitz seiner Gesinnung nach nicht der Partei der „Kraftgenies“ angehörte, ist

---

bei Strodtmann I, 303. Nach Weinhold's Vermutung (a. a. O. S. 218, Anm. 1) wäre das im 6. Stück des Museums S. 504 ebenfalls mit N. gezeichnete „Selbstgespräch eines starken Geistes in der Nacht“ auch von Leisewitz. Ich war anfangs derselben Ansicht, namentlich bestärkten mich darin einige Analogieen im „Selbstgespräch“ mit der sogleich anzuführenden „Rede eines Gelehrten“ u. s. w. (D. Mus. 12. Stück) von Leisewitz. Selbstg.: „Noch immer Krieg der Leidenschaften und Empörung längst besiegter Begierden! Gott wann wird Friede in meiner Seele!“ Rede: „Oder sind wir alsdan glücklich, wenn Gehirn und Eingeweide in ewigem Kriege liegen!“ Selbstg.: „Wie beneid ich den Sklaven seines Magens und seines Bauches, der sein Leben verschnarcht und dem in diesem Schlafe gar träumt, er sey tugendhaft!“ Rede: „Glücklich ist der meine Herren, der Pasteten isset und utramque rempublicam gehen läßt.“ Aber warum sollte Boie im Briefe vom 24. November 1776 an Bürger (I, 365) dieses Stück nicht erwähnen, da er schreibt: „Konradin und Alexander sind von Leisewiz“ und gleich darauf die Vollendung der im 12. Stücke erschienenen „Adreße“ (Rede) in Aussicht stellt. Leisewitz selbst schreibt an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen: „Ein paar ähnliche Kleinigkeiten, Conradin und Alexander, finden Sie im deutschen Musäo; worin auch die Adresse an eine Geselschaft Gelehrter von mir ist.“ Würde Leisewitz das „Selbstgespräch“ hier verschweigen, wenn es von ihm wäre?

[1]) Bei Strodtmann, a. a. O. I, 355.

[2]) Deutsches Museum 12. Stück, S. 1053—1061. Daraus abermals gedruckt in Heinzemann's Liter. Chronik, Bern 1788, Bd. 3 S. 112—124. Fülleborn, Rhetorik, Breslau 1802, S. 91—100. Wiener Ausg. der „Schriften“ S. 177—192. Schweiger's Ausg. 1838, S. 99—112. Ein

leider unbekannt geblieben [1]). Die „Adresse“ zeigt das wirklich hervorragende Talent des Dichters für Witz und Satyre zum erstenmale im Zusammenhange einer größeren Arbeit. Von der Vergänglichkeit jedes irdischen Ruhmes ausgehend, preist er den glücklich, „dem sein Schutzgeist, der bey seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseyns übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit!“ Alles Streben nach Ruhm ist vergeblich, „denn alles wird Staub und ein berühmter Name in der Geschichte kömmt mir vor, wie ein Thierchen in Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tadel und Verwesung!“ Auch sei ja für das Beste der Menschheit so ungeheure Gelahrtheit nicht nötig. Im zweiten Teile der Rede werden wir in einen Bildersaal der Charaktere und der Geschichte der Gelehrten eingeführt. Melamp erscheint als Repräsentant des Witzes und der Freigeisterei, verbunden mit Unmoralität, Markulf als eingebildetes Genie, Luzil als Doctor aller moralischen Gebrechen, Sabinus als Schmarotzer — und daran knüpfen sich die Worte: „Drängt Euch nicht zu den Königen, ihr Genien! die Ihr über Königreiche und Jahrhunderte herrscht, und keinen Unterthan habt, der es nicht seyn will! Kein Fürst erschafft Talente. Die deutsche Literatur sey Zeuge! Da waren keine Mediceer, die die Flecke ihres Ruhmes mit castalischem Wasser auswuschen; kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bey uns war der Funken des Himmels.

Die deutsche Literatur wand sich mit eigener Kraft aus ihrem Chaos hervor und ward durch sich, was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball — gestützet durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere“ [2]). Im weiteren Verlaufe der Rede werden neue Verkehrtheiten von Gelehrten und

---

Bruchstück in Pölitz, Ges. Gebiet der deutschen Sprache, Lpz. 1815. IV, 331 bis 334. Die im Museum befindlichen und in alle Ausg. übergegangenen störenden Druckfehler s. bei Strodtmann II, 8.

[1]) Weinhold (S. 217 a. a. O.) hält die „Rede eines Gelehrten“ für identisch mit der „Marktschreyerrede“. Der Zusammenhang der Briefstelle jedoch („So viel hat der [Brief] geholfen, daß ich nun die Adreße [d. i. die „Rede“] bekomme. Eine Marktschreyerrede hat er gemacht, die noch beßer ist und die er mir für den Januar versprochen hat“) zeigt, daß damit etwas anderes gemeint ist, es müßte denn diese „Marktschreyerrede“ in die „Adresse“ aufgegangen sein, was mir nicht wahrscheinlich scheint.

[2]) Wer würde hiebei nicht an Schiller's 24 Jahre später erschienenes Gedicht „Die deutsche Muse“ gemahnt sein!



Repräsentanten derselben vorgeführt, für deren Zeichnung vielleicht die eine oder andre Gestalt aus Leisewitz' Bekanntenkreise als Modell gedient haben mag. Hierauf werden Analogieen zwischen der Anarchie in einer Republik und im Gelehrtenstaate gezogen. Zum Schlusse der Hinweis, wie vor dem Tode Niemand zur Berühmtheit gelange, was mit Gottsched's Beispiele belegt ist.

Im December 1776 machte Leisewitz Bürgern durch Boie den Vorschlag, mit ihm gemeinsam einen Roman zu schreiben. Aber obwol beide im März 1777 in Hannover mündlich darüber verhandelt hatten, kam es dennoch nicht dazu. Bürger's Plan dagegen, Leisewitz möge an dem „Eselsopfer" mitarbeiten, in welchem jeder ihnen zuwider Sprechende „in Dunciaden, Gassenhauern, zum ewigen dauernden Skandal prostituirt werden sollte", wurde von Boie entschieden missbilligt [1]). Hier hätte Leisewitz vollauf Gelegenheit gehabt, seine Anlage zu Witz und Satyre ins Spiel zu bringen.

1777. Bald war er mit einer andern Arbeit beschäftigt, die ihn wahrscheinlich abhielt, an die Ausführung dessen zu gehen, was seine Freunde wünschten. Es war dies die Uebersetzung von George Glas, „The history of the discovery and conquest of the Canary island" (London 1764), welche 1777 bei Weygand in Leipzig (8°, 4 Blätter, 360 S. u. e. Karte) erschien unter dem Titel „Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln. Aus einer in der Insel Palma gefundenen Spanischen Handschrift übersetzt. Nebst einer Beschreibung der Kanarischen Inseln, von George Glas. Aus dem Englischen" [2]). Schweiger glaubt, daß blos Freude an der Sache Leisewitzen zu dieser von Schlözer empfohlenen Uebersetzung veranlaßt habe. Daß es mehr das Streben war, seine materielle Lage zu verbessern, habe ich im ersten Buche als wahrscheinlich bezeichnet; nur ist anzunehmen, daß Leisewitz, wenn er an eine solche Arbeit gieng, sich immerhin zugleich einen Stoff gewählt haben mochte, der ihn auch interessirte. Daß er für Reisebeschreibungen, deren gerade damals eine Fülle in Ueber-

---

[1]) Bei Strodtmann a. a. O. I, 378, 381, 386. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 217.

[2]) Die Handschrift scheint neuerdings benutzt zu sein in dem Werke: Bethencourt, Le Canarien, livre de la conquête et conversion des Canaries (1402 bis 1422). Publié d'après le manuscrit original avec introduction et notes par G. Gravier (Rouen 1875).

setzungen erschien, lebhaftes Interesse fühlte, zeigt seine Lectüre aus dem Jahre 1779 und 1780, in welchen er die Reisen des L. Montague und Twiss' Reisen durch Irland und Spanien las. An dem Buche von Glas zog ihn wol die Schilderung eines in Naturzuständen lebenden, sittlich und geistig tüchtigen Volkes an, so wie dessen Kampf mit den Spaniern, die, bereits von den Schattenseiten der Cultur betroffen, im Vergleiche mit dem einfachen Naturvolke nicht immer im besten Lichte erscheinen. Die Uebersetzung ist sehr geschickt gemacht, fließend und ohne durch die fremde Sprache veranlaßte undeutsche Wendungen, wie sie in der damals so reichen und fabriksmäßig betriebenen Uebersetzungsliteratur häufig vorkommen. Von dem Originale ist der Uebersetzer nur an einigen Stellen abgewichen, und hat manches ausgelassen, wovon er meinte, daß es selbst den neugierigsten Leser nicht interessiren könnte. Doch sind die betreffenden Stellen mit kurzer Angabe des Inhaltes unter dem Texte hervorgehoben [1]).

Im Frühjahre 1777 trug Leisewitz sich mit dem Plane „Briefe über die Geschichte" zu schreiben. Es blieb aber beim bloßen Vorsatze [2]). In dieselbe Zeit ist auch die Abfassung der freilich erst 1782 veröffentlichten Abhandlung „Ueber den Ursprung des Wechsels" zu setzen, welche nach den Worten v. Selchow's „wegen des neuen Ganges, den sich der H. V. hier gebahnet hat, aufbewahret zu werden verdiente" [3]).

Der Beginn von Leisewitz' Liebesverhältnis, im Sommer 1777, erwies sich für seine schriftstellerischen Arbeiten nicht günstig und mit Anfang 1778 übersiedelte er nach Braunschweig. Für das letztere Jahr fehlen alle Nachrichten über Arbeiten, da bis auf die

---

[1]) So bleibt S. 68 eine Untersuchung über die Etymologie des Wortes Kanaria, S. 276 die Beschreibung der Land- und Seewinde u. a. aus.

[2]) Zimmermann an Boie, den 24. April 1777: „Leisewiz ist der Mann, der Briefe über die Geschichte schreiben kann. Witzig werden sie gewiß seyn, auch philosophisch genug, und doch bin ich äußerst neugierig zu sehen, wie sie sind." Vgl. Weinhold a. a. O. S. 218.

[3]) Die Zeitbestimmung ergibt sich aus den Worten des Tagebuches vom 13. Febr. 1780: „Seyler (der Bruder Sophiens) erzählte mir, daß Selchow sich gerühmt hatte, daß ich ihm einen Aufsatz über den Wechsel zugestellt habe, den er drucken lassen wolle. Es ist das vor einigen Jahren noch von Hannover aus geschehen und dieser faule Hofrath hat mir nicht geantwortet." Die Abhandlung erschien in Selchow's Jurist. Bibl. Göttingen 1782, Bd. 5 S. 730 — 741. Abermals in Schweiger's Ausgabe 1838, S. 121—132.

Liebesbriefe, die nichts darüber enthalten, die Quellen abgehen. Dagegen eröffnet das Tagebuch mit dem Jahre 1779 wieder den Einblick in Leisewitzens literarische Werkstätte. Er ist neuerdings voller Pläne, aber die Ausführung unterbleibt, oder schreitet, wie es bei dem in diesem Jahre begonnenen Lustspiele „der Sylvesterabend" der Fall ist, nur sehr langsam vorwärts.

1779. In den April 1779 fällt ein Entwurf „über Armenanstalten", welcher für Hannover ausgearbeitet dort „summa cum laude" von zwei Ministern gelesen wurde, von denen einer, wie bereits erwähnt, die Aeußerung machte, er hätte gar nicht gedacht, daß ein Poet so vernünftig schreiben könne.

Der Umstand, daß Datt in dem ersten Capitel seines Werkes „De pace publica" einige deutsche Wörter erklärt, brachte Leisewitz am 8. Mai auf die Idee, ein „glossarium teutonicum completissimum" zu verfassen. Doch kams zu keinem Versuche. „Die Idee haftete so an mir als eine Idee, vor der man nicht einschlafen kann, die einen beschäftigt und auf gewiße Weise belustigt und die man doch gerne los wäre." An einem Aufsatze über „Erfindungen", dessen Ausarbeitung sich bis in den Sommer des Jahres 1780 verfolgen läßt, der später als „Commentarien" für das Götting. Mag. bestimmt war, wurde damals emsig geschrieben und dazwischen sonderbarer Weise ein Mémorial für die Victualienhändler für den Erbprinzen abgefaßt. Auch ausgedehntere Forschungen über den Wechsel, denen Lessing lebhafte Teilnahme schenkte, und welche die früher genannte Abhandlung erweitern sollten, fallen in dieses und das nächste Jahr, zugleich mit den Quellenstudien und Excerptarbeiten für den dreißigjährigen Krieg.

Im November las Leisewitz den von Bodmer gegen ihn in den liter. Denkmalen[1]) gerichteten Spott „anfänglich mit einigem Verdruß, nachher mit vieler Kälte und zuletzt mit einigen (sic) Vergnügen." Eine Stelle des Tacitus, in welchen er eben damals sich vertieft hatte, glaubte er zu einer beißenden Wendung gegen

---

[1]) Liter. Denkm. von verschiedenen Verf. Zürich bei Orell 1779, S. 209 bis 215. Diese Art literarischer Satyre lag in Bodmer's Neigung. 1769 schrieb er „Der Hungerthurm in Pisa" gegen Gerstenberg, „Odoardo Galotti" 1776 gegen Lessing. Desgleichen wandte er sich gegen Gleim, Jacobi, Weiße, Klopstock, Voß u. a. in ähnlicher Weise. Eine liter. Fehde scheint Leisewitz auch mit dem Licentiaten Wittenberg, dem Redacteur des Altonaer „Reichspostreuters", gehabt zu haben. Doch konnte ich die näheren Umstände nicht eruiren.

Bodmer benutzen zu können und schrieb einige Bogen, die er drucken lassen wollte. Er war eben im Begriffe den Artikel Eschenburgen zu zeigen, als ihm der Gedanke kam, es könnte „Dummheit" sein, weshalb er es unterließ. Dazu hatte ihn die Nachricht, er sei in der Allgemeinen Bibliothek von Wetzel angegriffen, derart verstimmt, daß er „einen souverainen Eckel gegen alle schöne Wißenschaften bekam und beschloß in seinem Leben keine Zeile wieder drucken zu laßen". Schon am folgenden Tage war dieser Vorsatz geschwunden — er zog den drei Bogen starken Aufsatz auf zwei gebrochene Quartseiten zusammen und schrieb ihn, weil noch immer etwas darin zu bessern schien, dreimal ab. „Am Ende gefiel er mir doch nicht und ich machte die Anmerkung, daß ob ich gleich diese Dinge nicht aus Rache, sondern aus Muthwillen geschrieben hätte, mir die Anfangs ganz gleichgiltige Sache durch das viele Denken darauf am Ende empfindlich ward."

Denselben Eindruck wie bisher gewinnen wir von der literarischen Tätigkeit der folgenden Jahre. Gleich zu Beginn des Jahres 1780 beabsichtigte er griechisch zu lernen, gieng ziemlich hitzig die Sache an, glaubte aber bald zu bemerken, daß „das Auswendiglernen und das Stehen" ihn zu sehr angreife, weshalb er diesem Studium bald ein Ziel setzt. Die folgende Zeit nahmen die Meininger Projecte all sein Sinnen und Trachten in Anspruch. Nur die erneuerte Lectüre von Herder's „Philosophie" erweckte den Vorsatz, etwas darüber zu schreiben. Aber erst am Ende des Jahres kam er dazu und zwar sollte es eine Recension werden, da er mit Ettinger in Gotha einen Vertrag in dieser Absicht geschlossen zu haben scheint [1]). Den 15. Januar war er damit zu Ende und bemerkt ins Tagebuch: „Es ist das die erste Recension [2]), die

1780.

[1]) Tageb. 31. Dec. 1780: „Den übrigen Theil des Morgens brachte ich damit zu, endlich mit Excerpiren der Philosophischen Gespräche fortzufahren. Diese Arbeit ist wichtiger, wie sie scheinen sollte, da darauf mein Contract mit Ettinger und auf den Contract mit Ettinger das Glück meines Lebens beruht." Ueber die Verbindung mit Ettinger war nichts näheres zu erkunden. Die Firma hat aufgehört zu existiren. Der Enkel des Buchhändlers Karl Wilhelm Ettinger, Herr Oberst Arnold in Gotha, konnte mir keine bezüglichen Aufschlüsse geben. Er vermutet, daß die Papiere vernichtet sind.

[2]) Sie scheint nicht erschienen zu sein. Wenigstens machte mir Herr Prof. Dr. W. Pertsch, der deshalb die von Ettinger herausgegebene „Gothaer gelehrte Zeitung", welche mir nicht zu Gebote stand, auf meine Bitte gütigst einsah, die Mitteilung, daß Leisewitz' Recension darin nicht enthalten sei.

ich in meinem Leben gemacht habe und ich hoffe es soll die letzte seyn. Das Wesen gefällt mir gar nicht. Ich treibe das Ding zu gründlich. Das ist mehr, wenn ich auch hinzusetze, daß ich dieses Buch nicht ganz gelesen habe, wie es einem tüchtigen Recensenten ansteht und gebührt." Die Recension verhielt sich polemisch gegen Herder, was ihm die Arbeit verleidete, da er Verdrießlichkeiten zu haben glaubte, wenn er seinen Scepticismus so frei entdeckte. Bemerkenswert ist auch seine bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Ansicht über das Studium der Philosophie: „Ich will dieses Studium aufgeben, ganz aufgeben, da es mich immer schwächt, da ich von seiner Eitelkeit so überzeugt bin, als jemand und da ich es ohnedem nie sehr weit darin bringen werde."

Um die Zeit als Leisewitz den Plan zu der eben erwähnten Arbeit gefaßt hatte, erschien in den „Gelehrten Beyträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen"[1]) vom Secretair Petersen „Etwas über Uniformen und Kleiderordnungen". Der Verfasser wendet sich entschieden gegen Uniformen der Beamten und Kleiderordnungen und sucht das vollkommen nutzlose derselben nachzuweisen. Leisewitz, mit den ausgesprochenen Ansichten nicht übereinstimmend, schrieb einen Artikel „Noch etwas über Uniformen und Kleiderordnungen an den Herrn Verfasser des vorhergehenden Aufsatzes", der mit jenem Petersen's zugleich im Deutschen Museum abgedruckt wurde[2]). Leisewitz widerlegt den Gegner oft mit Aufgebot von Scharfsinn und Witz, ja benutzt dessen eigene Worte als Zeugnis gegen ihn. Seine Manier dabei erinnert sehr an Lessing, da er wie dieser nach Art eines Dialoges, in die Meinung des Widersachers eingehend, Gründe für und gegen entwickelt und das Unrichtige der gegenteiligen Ansicht nachweist. Ins Detail einzugehen würde hier zu weit führen, es sei nur eine Probe seiner Beweisführung herausgehoben: „Man sage doch im Ernst, was der Staat dabei gewinnt, wenn seine Diener einerlei Röcke tragen." (Pet.) „Verbindet der Staat wichtige Absichten mit der Einrichtung, daß seine Diener Röcke von einerlei Schnitt und Farbe tragen, so gewinnt er sehr viel, wenn er diese Absichten erreicht. Ihre erste Frage sollte also eigentlich die letzte sein; sie

[1]) 1780. 37. Stück, S. 293 ff.

[2]) Deutsches Museum 1780. 9. Stück. S. 213—237. Der Aufsatz erschien anonym; Eschenburg aber, der von ihm sehr eingenommen war, glaubte, „daß das Anonymische nicht viel helfen werde, weil man auf niemanden als Lessing, Möser oder Leisewitz fallen könnte" (Tageb. 24. Mai 1780).

betrift das Resultat der ganzen Untersuchung, sie wird also nicht besonders, aber mit allen übrigen beantwortet." (Leis. S. 219.)

„Eine Hand wäscht die andere. Wenn ich Ihre Bemerkung mit Beispielen erläutere, so geschieht das blos aus Dankbarkeit, weil nichts so sehr den Nuzen der Uniformen beweist, als Ihre Bemerkung." (S. 224.)

S. 226 ff: „Der Luxus, der aus einer überhand genommenen Sinnlichkeit entspringt, der alle Stände verwirrt, alle moralische Verhältnisse zerstört, Geld und Reichthum zum allgemein angebeteten Gözen macht und das menschliche Leben zu einer Tändelei oder thierischen Existenz herabwürdiget, gereicht sicher zum Verderben eines Volkes und alle menschliche Weisheit ist vielleicht nicht im Stande, den Strom dieses Verderbens, wo er einmal eingebrochen ist, zu hemmen oder abzuleiten." Dieser Ansicht Petersen's tritt Leisewitz entgegen: „Sehr wahr, sehr richtig! An das Hemmen und Ableiten ist nicht zu gedenken; dem Einbrechen muß man zuvor kommen!"

„Jetzt laßt uns sehen, was aus allem diesen folgt."

„Sie fürchten sich, daß man dem Luxus zu früh Einhalt thue. Sie gestehen aber auch, daß es zu spät geschehen könne, so spät, daß jeder Versuch umsonst sei."

„Und nun vergleichen Sie die Gefahr beider Fehler. In dem ersten Falle ist die Menschheit in Gefahr einige erlaubte Vergnügen und Bequemlichkeiten zu verlieren, in dem andern werden alle Stände verwirrt, alle moralische Verhältnisse zerstört, das menschliche Leben wird Tändelei und thierische Existenz. Wer wird hier unentschlossen wanken?"

„Wie natürlich dreht sich jetzt Ihr Argument gegen Sie selbst. Wenn die Gränze so schwer zu unterscheiden ist und jenseits solche Gefahren warten, so laßt uns jetzt stille stehen und keinen Schritt weiter gehen, bis uns die Vertheidiger des Luxus unumstößlich beweisen, er sei sicher. Der letzte Grad der Ueppigkeit macht den Menschen ganz zum Thiere; warum sollen wir warten bis er ein Satyr ist und die Bocksfüsse schon einschießen?" u. s. f. Auch die deutsch-patriotische Gesinnung Leisewitzens Frankreich gegenüber bricht hier wie in der früher angeführten „Rede" durch: „Und als wenn wir noch keine Uniform trügen! Wenn die persische Tracht noch so sehr nach Ihrem Geschmacke wäre, dürften Sie sich darein kleiden? Es ist wahr, wir stehen in diesem Stücke nicht unter den

Gesezen unsers Staates, aber unter den Gesezen der Madame Papillon rue des Mathurins à Paris, oder wie die französische Egerie heißt, die unsern deutschen Pompilien alle vier Wochen ihre Offenbarungen diktiret."

„Müssen wir ewig außer unsrer ordentlichen Obrigkeit eine Kebsobrigkeit haben? Denn sind wir nicht mit Frankreich in demselben Verhältnisse, in dem unsre Vorfahren vor der Reformation mit Rom waren? Geben wir nicht noch unsern Petersgroschen, unsre Amaten dahin? Haben wir nicht Ablaß gegen unsre nordische Barbarei daher?" u. s. f. (S. 221.)

Vor der Reise nach Weimar-Gotha wurde noch ein Aufsatz über Swift beendet und ein neuer über Klopstock begonnen, von denen wir aber keine weitere Kenntnis haben. Auf der Reise kam ihm während des Aufenthaltes in Gotha der Einfall, „Mémoires de Mr. Leisewitz" und „etwas Komisches in Ciceros Geschmack" zu schreiben. Einiges wurde auch daran gearbeitet, wol aber nicht all zu viel.

Nach der Rückkehr von der Reise brachte Leisewitzen die Ankündigung der Mannheimer Preisfrage „Welches sind die besten ausführbarsten Mittel dem Kindermorde abzuhelfen, ohne die Unzucht zu begünstigen" auf deren Lösung 100 Ducaten (so nach Leisewitzens Tagebuch, nach andern Angaben 75) gesetzt waren [1]), zu dem Entschlusse, etwas in dieser Beziehung auszuarbeiten. Er las Abhandlungen über Findelhäuser, gab aber bald die Idee „um den Preis zu buhlen" auf und dachte nur für das „Göttingische Magazin" Briefe zu schreiben, in denen er seinen skeptischen Grillen am besten folgen könnte. Doch auch hiezu kam es nicht, indem wieder andere Pläne das Interesse daran verdrängten. Er wollte auf des Königs von Preußen „Essai de la litterature Allemande" antworten, unterließ es aber, als der Abt Jerusalem es über sich nahm, von dessen weitschweifiger und ziemlich nüchterner Erwiederung Leisewitz vollkommen befriedigt war, da auch seiner und der übrigen Braunschweiger Freunde ehrenvoll darin gedacht ist [2]).

---

[1]) Vgl. darüber E. Schmidt, H. L. Wagner 1875, S. 59 ff.

[2]) Nachgel. Schr. v. J. Fr. W. Jerusalem 1793, XI. B. Andere Gegenschriften sind: Wezel „Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen" Lpz. 1781 und Möser „Ueber die deutsche Literatur" (verm. Schr. I., 184). Goethe, der bekanntlich eine Antwort im Sinne hatte, vollendete dieselbe nicht. (Vgl. Rob. Keil, Vor 100 Jahren. I., 237.)

Zu einer oppositionellen Haltung forderte Leisewitzen der Aufsatz Lichtenberg's über „den Brief der Erde an den Mond"[1]) heraus, und er schrieb, so weit uns das Tagebuch Aufschluß gibt, bis in den März 1781, mit Eifer an einer Entgegnung. Zu gleicher Zeit war er mit der Abfassung einer „historischen Lobschrift" auf Lessing beschäftigt, wozu ihn namentlich Eschenburg aneiferte. Die Schrift wurde am 10. März beendigt und an Eschenburg gesandt, der aber viel daran auszusetzen hatte, so daß sich Leisewitz zu einer Umarbeitung entschloß. Von deren Ausführung und Existenz ist aber nichts bekannt und wir dürfen daher wol annehmen, daß auch sie in Folge seiner schriftstellerischen Launen nicht zu vollem Abschlusse kam. Die „Nachricht von Lessing's Tode", welche aus einem Schreiben von Leisewitz an Professor Lichtenberg in Göttingen abgedruckt wurde[2]), hat mit dem früher genannten Plane wol gar nichts gemein[3]).

Wir stehen hier an einem Wendepuncte in Leisewitzens literarischer Tätigkeit. Zurück liegt eine Zeit, in der die mannigfaltigsten Aufgaben erfaßt, die wenigsten aber zur Durchführung gebracht wurden. Von den meisten derselben haben wir bloß die Nachricht, daß und wann der Dichter sie auszuführen gedachte; ein Urteil über sie zu fällen ist nicht möglich, da wir sie näher nicht kennen. Wir ahnen nur, was der Mann bei größerer Spannkraft und Beharrlichkeit geworden wäre, und müssen bedauern, daß er sein Ziel nicht erreicht hat.

Die nun folgende Epoche — von seiner Verheiratung bis zu seinem Tode — charakterisirt der Umstand, daß die geplanten Arbeiten, Recensionen und Uebersetzungen zumeist doch auch Vorsätze zu theatralischen Dichtungen, alle in der Absicht unternommen

1781–1806.

---

[1]) Gemeint ist offenbar das „gnädigste Handschreiben der Erde an den Mond" von Lichtenberg (zuerst im 6. Stück des Göttinger Magazins u. s. w. vom J. 1780; vermischt. Schr. 4, S. 189 ff.), worin besonders auf die Dichter, die der Mond zu ihren Dichtungen begeistere und auf die mondsüchtigen Humoristen Ausfälle enthalten sind (vgl. Koberstein II., 1527 a).

[2]) Vgl. Einleitung.

[3]) Ich möchte noch erwähnen, daß in der eben besprochenen Epoche Leisewitzen die Autorschaft eines Buches „in dem der profane Gebrauch der biblischen Stellen getadelt war", so wie „der Lebensläufe" zugeschrieben wurde. Auch die Nachricht, daß er an einem „Heldengedichte aus der mittleren Zeit" arbeite, war verbreitet, und wird wol mit Schweiger's (S. XXV.) Bemerkung, daß er Scenen aus dem 30jähr. Kr. dramatisch behandelt habe, auf eine Quelle zurückzuführen sein.

sind, seine materiellen Verhältnisse zu verbessern. Daneben wendet er der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ mehr Eifer und Ausdauer zu als früher, doch schreitet diese Arbeit gleichfalls, insbesondere während der Vorbereitungen für den Unterricht des Erbprinzen sehr langsam fort.

Leisewitz hatte während seines Aufenthaltes in Gotha mit dem Buchhändler Ettinger und später aufs neue mit ihm und Schütz, dem Mitherausgeber der Jenaer Literaturzeitung, über Recensionen unterhandelt. Er sollte mit Eschenburg „die englischen Journale ausziehen“. Doch war bis zum Jahre 1787 keine seiner Recensionen erschienen [1]). Im Jahre 1787 machte er Ettingern den Antrag, die „Remarks upon the History of the landed and commercial Interest of England“ [2]) zu übersetzen; da Ettinger jedoch säumte, darauf einzugehen, wandte er sich, durch Peckels aufgemuntert, an Vieweg in Berlin [3]). Das Buch ist nicht erschienen, ebenso wenig als die im folgenden Jahre geplante Uebersetzung des „Guardian“ [4]), dessen Lectüre Leisewitzen schon 1779 beschäftigt hatte. Unterm 26. Juni 1787 enthält das Tagebuch eine Notiz über die damalige Sachlage: „Die Expedition der Literaturzeitung (d. i. Schütz) nichts. Ettinger schickt die zu recensirenden Sachen sehr unordentlich, das Buch, das ich für Vieweg übersetzen soll, ist noch nicht da, der Delolm ist übersetzt und der Waysenhausbuchhandlung verkauft, meine theatralischen Arbeiten sind noch äußerst roh, die Arbeiten für den Prinzen kosten mich immer viel Zeit, zu dem allen macht mir meine Gesundheit Sorgen.“

---

[1]) Diese Recensionen waren wahrscheinlich für die „Gothaische gelehrte Zeitung“ die 1774—1804 bei Ettinger erschien, bestimmt. Außerdem gab Ettinger 1776—1779 ein „Gothaisches Magazin der Künste und Wissenschaften“ und 1779—1781 das „Gothaische gemeinnützige Wochenblatt“ heraus. Daß Recensionen von Leisewitz darin erschienen wären, ist mit Rücksicht teils auf die Zeit der Herausgabe, teils auf den Inhalt dieser Zeitschriften unwahrscheinlich. (Vgl. Allg. Sachregister über die wichtigsten Zeit- und Wochenschriften. Lpz. 1790.)

[2]) Der Titel dieses Buches lautet nach einer gütigen Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. W. Pertsch in Gotha: Remarks upon the History of the landed and commercial Policy of England, from the Invasion of the Romans to the Accession of James I. 2 Vol., 12mo, London 1785, Brooke.

[3]) Den Brief an Vieweg s. 4. Beilage.

[4]) Einen Brief mit einem darauf bezüglichen Antrage (an Vieweg?) s. Einleitung und 5. Beilage.

Auch die Uebersetzung des Buches von Delolme ist nicht gedruckt worden; welches Werk Leisewitz von ihm übersetzt hat, können wir nicht wissen, doch war es wahrscheinlich »Parallel between the english government and the former government of Sweden« London 1772, da das berühmte Werk des ausgezeichneten französischen Staatsrechtslehrers: »Constitution de l'Angleterre, ou état de gouvernment anglais comparé avec la forme republicaine et avec les autres monarchies de l'Europe« (Amsterdam 1771, London 1771 [englisch] 4. Aufl. 1784) bereits 1776 eine deutsche Uebersetzung erhalten hatte. Es müßte nur sein, daß Leisewitz die Mängel dieser Uebersetzung so bedeutend fand, daß er sie durch eine bessere zu ersetzen im Plane hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Leisewitzens hartnäckiges Verlangen, diese Bücher anonym erscheinen zu lassen [1]), die eigentliche Veranlassung war, daß sie nicht gedruckt wurden. Denn der Buchhändler bedachte ja vor allem seinen eigenen Nutzen, und dieser mußte offenbar größer sein, wenn Leisewitzens damals schon sehr geachteter Name auf dem Titel stand, als wenn das Buch anonym erschien.

Gegen Ende des Jahres dachte Leisewitz mit Eschenburg einen Braunschweig'schen Staatskalender herauszugeben, was gleichfalls unterblieb [2]).

Die Beschäftigung mit dem „Lustspiele" und der „Geschichte" nahm ihn am längsten in Anspruch und ich gehe daran, mitzuteilen, was über diese beiden Werke sich ermitteln ließ.

Die erste Nachricht von dem Lustspiele „Der Sylvesterabend" findet sich im Tagebuche am 16. Febr. 1779: „Gestern war mir nach langer Zeit die Idee wieder in den Kopf gekommen, etwas in den schönen Wißenschaften zu arbeiten, ich schrieb ein Paar Worte an meiner Comödie." Es ergibt sich daraus, daß der Beginn dieses Werkes noch früher zu setzen ist. In den folgenden Monaten ward es beinahe nicht beachtet, erst im November und December mit einigem Interesse, aber sehr langsam weitergeführt [3]). „Ich dachte auf meine Comödie" oder „ich schrieb ein Paar Worte an meiner Comödie" sind die gewöhnlichen Bezeich-

---

[1]) Vgl. die beiden Briefe an Vieweg.

[2]) Vgl. Vehse a. a. O. S. 294.

[3]) An Reinwald schreibt Leisewitz am 21. December 1779: „Ich gehe jetzt mit einem Lustspiele schwanger, wie die Frau Gevatterinnen meynen, etwa ins dritte Monat, aber in dergleichen Rechnungen kan auch die beste

nungen für den Fortschritt der Arbeit. Am 15. Januar 1780 waren 10 Scenen vom „Sylvesterabend" fertig und er nimmt sich vor, ernsthaft über den Plan zu denken. Die ausgearbeiteten Scenen wurden Eschenburgen gezeigt. Da er seinen Beifall gab, nur die Scenen etwas zu kurz fand, ein Vorwurf, den Miller auch dem „Julius" gegenüber ausgesprochen hatte, wurde am 23. ein roher Entwurf zu dem ganzen gemacht und beschlossen, die kurzen Scenen zu ändern, überhaupt mit mehr Fleiß daran zu arbeiten. Am 11. März fiel ihm plötzlich ein, das Project fallen zu lassen, da es nicht nach Wunsche vorwärts gieng — doch schon im April wurde die Comödie wieder aufgenommen. Von der Lectüre Shakespeare's angeregt, arbeitete er mit vielem Glücke, nur der Umstand, daß er einen „Favorit-Einfall" seiner Comödie bereits in Wielands „Oberon" und eine andere Stelle im Shakespeare fand (wahrscheinlich im »Merchant of Venise«, den er damals las), machte ihn etwas verdrießlich. Daß er sich aus der Lectüre oft die Stimmung und wol auch Motive zur dichterischen Production holte, beweisen viele Stellen, an denen er selbst diese Tatsache bemerkt, sowie auch der Umstand, daß er z. B. in Absicht einer Situation in seiner Comödie den »Philosophe marié«, ein andermal, als er eine verliebte Scene zu schreiben hatte, die Briefe seiner Sophie las. Es wurde der Plan aus dem „Groben ins Reine gebracht" und gerade so bunt, wie wir es beim „Julius" beobachten konnten, Scenen aus verschiedenen Acten durcheinander je nach der Stimmung, einmal sogar nach dem Loos gearbeitet oder umgearbeitet. Auch auf der Weimar-Gothaer Reise wurde der „Sylvesterabend" mit Lust und Erfolg gefördert und Gottern in Gotha einiges vorgelesen. Leisewitz schreibt darüber am 1. September: „Er machte mir zwar keine eclatante Complimente, ich sah aber doch, daß ihm vieles außerordentlich gefiel. Was mich am meisten freute war, daß er eben die Einwendungen und Zweifel machte, die ich mir selber gemacht habe und auf meine Fragen an einigen Stellen meinen Zweck sehr richtig fühlte. Sein Urtheil über das Ganze war, daß es dem großen Haufen auf das erstemahl nicht sogleich aber nachher desto dauerhafter gefallen werde; jeder werde bald etwas finden, was ihn intereßire."

Gevatterin irren." Am 6. März 1780: „Meine Niederkunft will ich sogleich bey Ihnen ansagen laßen, es mögte aber vielleicht wegen meiner Amtsgeschäfte ein dreyzehn Monate altes Kind werden."

Nach der Rückkehr von Gotha nach Braunschweig scheint nur sehr wenig mehr an der Comödie geschrieben worden zu sein. Mit October 1780 verschwindet sie ganz aus dem Tagebuche und kommt erst im Februar 1787 wieder zum Vorschein unter dem Vorsatze, sie bis zu Ende dieses Jahres zu vollenden und Döbbelinen für 200 Thlr. anzubieten. „Freilich", setzt Leisewitz hinzu, „hat mich das Bedürfniß der 200 Thlr. auf diese Idee gebracht, allein wenn das auch nicht wäre, so glaube ich doch ein Bedürfniß zu fühlen, für das Theater zu schreiben. Ich erwarte mit Ungeduld die Zeit, in der ich mich mit Muße an den Ideen weiden kann, die in wollüstiger Dunkelheit vor mir liegen. Ich will eine Menge Plane zu Stücken machen, bald an diesem, bald an jenem arbeiten, immer Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte zugleich sehen. Unterdeßen werd ich mich doch auf eine ganz vorzügliche Art vor das Erste mit einer Unterhaltung des Sylvestertages (an allen andern Stellen sagt Leisewitz Sylvesterabend) beschäftigen." Und da er von Eschenburg hört, daß Döbbelin Preise von 100 Louisd'or auf Theaterstücke gesetzt habe, will er gleich an die Ausarbeitung des „Sylvesterabend" gehen. Dies die letzte Nachricht von dem Lustspiele. Ob es je abgeschlossen wurde, ist nicht gewiß aber wahrscheinlich, da Leisewitz bereits die 10. Scene des V. Actes ausgearbeitet hatte. Die späteren Notizen beziehen sich wol auf die Umarbeitung, der Leisewitz stets, wie wir wissen, große Sorgfalt zuwandte.

Ueber die Handlung des Stückes können wir uns nur ungefähr eine Vorstellung bilden. Das Sujet scheint die bekannte Geschichte der Weiber von Weinsberg gewesen zu sein [1]), doch, nach den Personennamen zu urteilen, nach Italien verlegt. Die Ausführung im Einzelnen, die Verwicklung und die Characteristik der Personen ist nach der einzigen erhaltenen Scene und den wenigen Notizen in den Tagebüchern kaum zu ermessen. Einzelne Personennamen und Motive sind überliefert, so eine Scene „zwischen dem Marggrafen und Sophie", Ginetti's Monolog über den

[1]) Es geht dies aus den Worten Leisewitzens hervor, die er als Bemerkung zu der erhaltenen Scene des V. Actes schrieb: „Diese Scene folgt auf den Entschluß, daß die Frauen ihre Männer auf die bekannte Art aus der Stadt bringen sollen." Daraus ergibt sich, daß dieses Lustspiel identisch ist mit dem von Klingemann (a. a. O. III, 56) erwähnten, „Die Weiber von Weinsberg", wie Dr. Schiller schon bemerkt hat. Klingemann kannte wol das Stück von Leisewitz diesem seinem Motive nach und hat es demgemäß benannt.

Selbstmord", eine Scene „zwischen Ginetti und Grassio über die Menschenkenntniß", ein Auftritt, „wo Ginetti die Medaille erfindet", eine Scene „zwischen Grassio und Haldo" (Act I, Sc. 1), ein „Hypochondristenauftritt zwischen Bartoldo und Griselini" (A. III, S. 9) und „Grassio's Ciceronische Rede" (A. IV, S. 7). Auch erzählt Leisewitz, daß er einmal einen raschen Entschluß in einem langweiligen Vortrage mit einem Vogel auf einer Schnecke verglichen habe, ein Bild, das er in Weimar unter seinen Fenstern sah.

Die Geschichte der Entstehung des Lustspiels vermag uns auch wieder die Productionsart unseres Dichters zu zeigen [1]).

---

[1]) Ich setze noch einige bezeichnende Stellen aus dem Tageb. hieher. 31. Mai 1780: „Ich wollte an meiner Comödie arbeiten, kam aber nicht sehr weit; unterdeßen arbeitete ich nicht ganz ohne Glück; zwischendurch im Shakespeare, um mich gehörig zu echauffiren, und weil es eine verliebte Scene war, so laß ich in M. S. Briefen. Diese Lecture afficirte mich ungemein und ich beschloß meine Schriftstellerei mit dem größesten Ernst anzugreifen."

1. Juni 1780: „Ich gieng sehr früh nach dem Garten und glaubte Wunderdinge an meiner Comödie zu thun, aber so erbärmlich war es mir lange nicht gegangen; ich konte doch gar nichts zu Stande bringen, ich war wie ein Verschnittener bey einem Mädchen. Was das übelste ist, so glaube ich, daß diese Comödie durch die viele Mühe, die ich darauf wende, ein steifes Aussehen bekommen wird.

Mir deucht, ich versehe es oft damit, daß ich mit dem Lesen zuweilen den guten Augenblick versäume und ich glaube, daß es mir heute so gieng; denn ich laß Anfangs inzwischen durch im Hamlet.

Ich richtete mich zuletzt ganz zu Grunde, alles wurde mir so schaal, so zuwider und die besten Einfälle wären mir zur unrechten Zeit gekommen. Ich laß eine fertige Scene, die ich auf dem Garten hatte, durch und sie kam mir höchst absurd vor."

6. Juni: „Ich dachte auf meine Comödie und blätterte deswegen; es kam aber nichts heraus, auch intereßirte mich das Ding nicht sehr."

12. Julius: „Wie ich Morgens $^1/_2$7 Uhr aufstand — ich hatte schon lange gewacht — hatte ich eine solche Empfindung im Kopfe, als wenn mich die Comödien Ideen die ganze Nacht beschäftigt hätten, und es kann auch wohl seyn, vielleicht kam es aber auch daher, daß ich seit 5 Uhr wachte.

Ungeachtet dieser physischen Schwäche befand ich mich sehr aufgelegt zum Schreiben und erwartete mit Gewißheit, daß ich ein gutes Stück weiter rücken würde. Ein Brief von Profeßor Forster echauffirte mich noch mehr.

Es wäre nun freylich kein Wunder gewesen, wenn ich die Schäferstunde verscherzt hätte, denn ich fing es ziemlich danach an. Ich laß ein starkes Pensum im Cicero, träumte viel dazwischen und gerieth zuletzt so in die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, daß ich die Comödie beynahe darüber vergeßen hatte. Um mich wieder in theatralische Laune zu setzen, laß ich

Sein Herumschwanken von einer Scene zur andern, das beständige Umarbeiten, diese künstlich erzeugten Stimmungen konnten auf sein dramatisches Dichten nicht den besten Einfluß nehmen. In dem Lustspiele scheint es ihm mehr auf das Witzige in den einzelnen Scenen angekommen, überhaupt mehr an dem Einzelnen als an dem Zusammenhang des Ganzen gelegen gewesen zu sein, und daher mag sich denn auch — da wir für die Tragödie eine analoge Productionsweise annehmen dürfen — das „Unverbundene, Unzusammenhängende" im „Julius" erklären.

Wol das bedeutendste Werk, das Leisewitz neben dem „Julius" geschaffen, welches jedoch gänzlich verloren scheint, ist die „Geschichte des 30jährigen Krieges". Bereits als Student in Göttingen im Jahre 1773 faßte er den Plan dazu und begann die ersten Vorarbeiten. Durch sein ganzes Leben widmete er ihm die größte Teilnahme und allen Fleiß und Eifer, um die darauf gesetzten Erwartungen zu befriedigen. Denn zu wiederholten malen war es durch Freunde angekündigt worden, so durch Selchow [1]) und Jerusalem [2]). Auch der Herzog von Gotha und der von Meiningen hatten sich darum interessirt und Unterstützung aus ihren Bibliotheken zugesagt.

Nachdem er durch 7 Jahre von den Vorarbeiten, deren Größe und Ausdehnung theilweise aus der in den Tagebüchern verzeichneten Lectüre zu ersehen ist, in Anspruch genommen war, brachte ihn auf seiner Reise die günstige Meinung, die man in Gotha

---

ein Stück in Shakespeare's „All is well that ends well" und schloß den zweyten Act."

Nachher, daß ist von $^3/_4$ 11 bis nach 1 arbeitete ich mit vielem Glücke an meiner Comödie und brachte den Auftritt zwischen Greffio und Ginetti aus dem Groben zu Ende. Ich bin jetzt mit meinem Comödienschreiben unter einem glücklichen Sterne. Nächstens und noch vor meiner Abreise will ich den Plan zu Stande bringen."

13. Aug.: „Ich schrieb mit vielem Glücke an meiner Comödie und brachte A. 5 S. 1 zu Ende." 17. Aug.: „Ich stand heute wie neu und zur Comödie gebohren auf. Es half aber nichts oder nicht viel." 18. Aug.: „Einige Versuche auf meine Comödie, die ich doch auch bald aufgab, waren höchst unglücklich." 19. Aug.: A. 2, S. 5. 21. Aug.: A. 3, S. 9. 28. Aug.: A. 4, S. 7. 1. Sept.: A. 4, S. 6.; A. 5, S. 3. 2. Sept.: A. 5, S. 4. 5. Sept.: A. 5, S. 10. 6. Sept.: A. 3, S. 2. 7. Sept.: A. 3, S. 3. 19. Okt.: A. 2, S. 1.

[1]) In der Einleitung zu Leisewitz' Abhandlung „Ueber den Ursprung des Wechsels".

[2]) Vgl. Jerusalem's nachgelassene Schriften II, 381.

allgemein von seinem Werke hegte, zu dem Entschlusse, mit allem Ernst an die Ausführung zu gehen. Er trat mit Ettinger deshalb in Verhandlungen, die dazu führten, daß er einen Teil der für das ganze Werk zu zahlenden Summe, die er nach einem Briefe an Sophie vom 26. December 1780 auf 800 Thlr. festsetzte, im voraus erhalten sollte. Im März des Jahres 1781 verstand sich Ettinger dazu, ihm 220 Thlr. als erste Rate zu bezahlen, nachdem Leisewitz von Himburg in Berlin den Antrag erhalten hatte, er möge für die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" verlangen, was er wolle. Das Ende des Jahres 1780 und das ganze Jahr 1781 war beinahe allein dieser Aufgabe gewidmet. Leisewitz schreibt darüber am 25.—31. December 1781: „Ich habe beynahe ununterbrochen an meiner Geschichte gearbeitet, bin bis auf das 334te Buch gekommen (nämlich mit dem Excerpiren) und habe angefangen von meinen Untersuchungen Gebrauch zu machen und wirklich Hand an das Werk zu legen.

Und doch bin ich mit andern Dingen nicht ganz außer aller Verbindung gekommen. Ich finde sogar, daß mir eine vernünftige Lectüre zuweilen nothwendig ist, theils damit der Geist nicht zu viel Rost von der Chronik und der Canzley annehme, theils um nur den glänzenden Gebrauch, den man von dem Gewäsche machen kann, lebhaft zu erhalten. Diese Lectüre ist indeßen dem Hauptzweck untergeordnet und mit ihm genau verbunden gewesen."

Ueber den Fortgang der Arbeit seit dem Jahre 1781—1794 gibt der Briefwechsel mit dem Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel Kunde [1]). Wir entnehmen demselben nicht allein den Umfang der Quellen, die Leisewitz benutzte, sondern auch das Ziel der Detailausarbeitung und die Gesichtspuncte derselben. So war es besonders ein Streben Leisewitzens, alle gleichzeitigen kleinen Schriften kennen zu lernen (S. 226) und Langer's ausgebreitete Kenntnis war ihm in dieser Hinsicht sehr förderlich. Am 12. Nov. 1781 schreibt Leisewitz an Langer, daß er sich jetzt das Jahr 1623 als Ziel seiner Arbeit vorgesetzt habe und verspricht ihm am 5. März 1782 die „Jungfernschaft seiner Geschichte". „Ich bin seit einiger Zeit darüber aus, ein und anderes morceau ins Reine zu bringen und

---

[1]) In Schweiger's Ausg. S. 225—290. Von 1784 an jedoch scheinen Briefe verloren zu sein; für 1785—1787 findet sich kein einziger vor. Freilich war Leisewitz eben damals durch den Unterricht des Erbprinzen in Anspruch genommen.

finde dabei mehr Schwierigkeit, als ich glaubte; vieles was ich bis zur Feile fertig hielt, muß noch einmal auf den Amboß." Wann er damit zu Ende gekommen, läßt sich nicht bestimmen; am 11. Mai 1783 schickt er an Langer ein Manuscript, das den letzten Theil der Geschichte des Jahres 1620 enthält. „In dem vorigen Abschnitte war der Hauptfeldzug dieses Jahres der Böhmisch-Bairische erzählt. Dieser betrift die Folgen der Prager Schlacht, die Rückkehr von Böhmen, Mähren, Schlesien und Lausitz unter den Gehorsam des Kaisers, den Spanischen Einfall in die Unterpfalz, ingleichen den Feldzug in Ungarn" [1]).

Das Jahr 1784 war nicht günstig für den Fortgang des Werkes. Wiederholte Klagen und Betrachtungen über die langsame Arbeit finden sich in dem Tagebuche, auch Vorsätze diesem langsamen Gange ein Ende zu machen, die wol kaum Erfolg hatten. Erst das Jahr 1786 scheint wieder günstiger gewesen zu sein, wenigstens spricht sich Leisewitz am 4. Februar 1787 folgendermaßen darüber aus: „Einen großen Theil des Jahres 1786 hindurch habe ich von Zeit zu Zeit an meiner Geschichte gearbeitet. Etwas mehr Fortgang hat dies Werk freylich auch deswegen gehabt, weil ich im Gantzen immer fühlte, daß ich auf meine ängstliche Weise nie endigen würde und daß mein Fleiß der Arbeit offenbar schade. — — Im November beschloß ich diese Angelegenheit eine Zeitlang liegen zu laßen, bis ich zu dem ganzen Vortrage für den Erbprinzen vorbereytet sey.

Zu dem Ende habe ich Ettingern die vorgeschoßenen 200 Thlr. zurückgezahlt und seit der Zeit athme ich freyer, wenn ich an den dreyßigjährigen Krieg denke. Bisher habe ich immer auf eine kleinliche Weise einzelne Begebenheiten bearbeitet und mich immer vor der Einleitung gefürchtet. Wenn ich wieder zu der Arbeit zurückkehre, so will ich das Gantze umfaßen, mich an keine Zeitordnung binden, Alles was auf einen Gegenstand Beziehung hat unter einen Gesichtspunct bringen und aus diesem Vorrathe nach einer weisen Oeconomie das Intereßante durch die gantze Erzählung vertheilen".

In welcher Weise und wie weit das Werk fortgeschritten, läßt sich von da ab nicht verfolgen. Die Ansicht, daß Leisewitz durch

[1]) Damit würde aber eine Notiz im Tagebuche vom 10. Junius 1784 nicht stimmen, nach welcher er an diesem Tage die Geschichte des Jahres 1618 auszuarbeiten begann, es müßte denn nur eine erneuerte Bearbeitung gemeint sein.

Schiller's Geschichte des 30jährigen Krieges entmutigt von der weitern Ausarbeitung abgestanden sei, ist unrichtig, da Leisewitz' Tendenzen gewis andere als die Schiller's gewesen. Leisewitz war darauf gerichtet, ein streng wissenschaftliches auf quellenmäßiger Forschung beruhendes Werk zu liefern, worauf Schiller's Darstellung im allgemeinen nicht Anspruch erhob. Auch berichtet ja Böttiger, der Leisewitzen im Jahre 1797 [1]) besuchte, daß derselbe entschlossen sei, nichts von seiner Geschichte herauszugeben, bevor sie nicht ganz vollendet sei und dazu werde es unter 10 Jahren noch nicht kommen [2]). Durch mündliche Ueberlieferung hat sich außerdem in Braunschweig die Nachricht erhalten, daß ein Glanzpunct historischer Darstellung in diesem verlorenen Werke die Characteristik Bethlen Gabor's, des kühnen Siebenbürgerfürsten, gewesen sei.

Das ist alles, was wir von dem Werke wissen, das in der Tat eine würdige Aufgabe für ein Menschenleben war, eine Aufgabe, die Leisewitz nach solch umfangreichen und sorgfältigen Vorarbeiten bei seinem durchdringenden Geiste und seiner schwungvollen Darstellungsweise wahrscheinlich derart gelöst hätte, daß ihm dies Werk als Geschichtschreiber für alle Zeiten eine ehrenvolle Stellung begründet hätte. Das Geschick gönnte ihm nicht die Zeit zur Vollendung — doch auch der Verlust des bereits Ausgearbeiteten ist aufs lebhafteste zu beklagen.

---

[1]) Nicht 1795, wie Schweiger XXVIII angibt.

[2]) Böttiger, handschriftl. Nachlaß. Leipz. 1838. 2. Bd. S. 90.

Dritter Abschnitt.

Warum hat Leisewitz nach dem „Julius von Tarent" kein Werk mehr veröffentlicht?

Die in dem vorigen Abschnitte erwähnten und besprochenen Arbeiten Leisewitzens, von denen viele, namentlich die Pläne bisher unbekannt gewesen, widerlegen die bis auf die neueste Zeit oft wiederholte Annahme, daß er durch den Mißerfolg des Julius bei der Hamburger Preisbewerbung gekränkt, jeder literarischen Tätigkeit für immer entsagt hätte. Daß Leisewitz bei dieser Gelegenheit einen derartigen Vorsatz gegen Freunde geäußert habe, ist nicht unwahrscheinlich, vielmehr seiner Individualität ganz entsprechend; wie wenig ernst es ihm aber mit dieser und dergleichen auch in späterer Zeit noch wiederholten [1]) Aeußerungen gewesen, zeigt der Umstand, daß wir ihn, wie bereits erwähnt, im Frühjahr 1776, also kurz nach der Entscheidung der Hamburger mit dem „Konradin" beschäftigt sehen. Zudem war ja Leisewitz durch das reiche Lob Lessing's, auf den er gewiß mehr gab als auf Schröder, durch den Beifall der Zeitgenossen und den Erfolg seines Trauerspieles auf allen deutschen Bühnen genügend entschädigt. Die erfahrene

---

[1]) Wie Leisewitz am 18. Nov. 1779, mit einem Aufsatze gegen Bodmer beschäftigt, plötzlich davon abließ und bemerkt, nie mehr etwas drucken lassen zu wollen, am folgenden Tage aber gleichwol daran fortarbeitet, ist schon erwähnt. Ebenso faßte er am 8. Febr. 1780 den Vorsatz, „gar keine Schriftstellerarbeit vorzunehmen". Die Folge lehrte, was geschah. Ueber seine Vorsätze im allgemeinen spricht sich Leisewitz im Tageb. am 1. Aug. 1779 also aus: „Mir deucht, ich habe mehr wie die meisten andern Menschen die Grille bey merklichen Zeitschnitten gute Vorsätze zu faßen und auch wohl bis dahin aufzuschieben. Ich erinnere mir dergleichen schon aus meiner ersten Kindheit — schon in meinem 7. Jahre wollte ich die Sache bis Neujahr so hingehen laßen, aber alsdenn wie Don Quixote meine Moral ausziehen, allem Unrechte wehren und alle Ungeheuer erlegen. Man ficht oft mit moralischen Windmühlen."

Zurücksetzung bei der Preisbewerbung wird ihn nicht allzu lange gekränkt haben. Denn obwohl ehrgeizig, war er doch eine Natur, welche sich beim Misglücken selbst der liebsten Projecte und Wünsche bald zu fassen wußte [1]). Als aber nach dem Erscheinen des „Julius von Tarent", in Folge dessen man so großes von dem Dichter für die Zukunft sich versprach, nichts nennenswertes veröffentlicht wurde, die Kunde vom „dreißigjährigen Kriege" in alle gebildeten Kreise Deutschlands gedrungen war und die höchsten Erwartungen hervorgerufen hatte [2]), davon aber gleichfalls nichts vor die Oeffentlichkeit kam, was war natürlicher, als daß man die bekannte Empfindlichkeit des Dichters mit dem beim „Julius" erfahrenen Mißgeschicke verbindend, einen Grund darin für sein literarisches Verstummen finden wollte. Die eigentliche Ursache desselben jedoch ist tiefer zu suchen, sie liegt einerseits vor allem in der Art der literarischen Conception und Production unseres Dichters, anderseits in seiner großen Scheu vor der Oeffentlichkeit. Die letztere zeigen außer dem Umstande, daß alles, was von ihm erschien, anonym veröffentlicht wurde, die Briefe an seinen Verleger, in denen das Verschweigen seines Namens als Bedingung des abzuschließenden Contractes erscheint [3]). Den erstern Grund, seine sprunghafte und

---

[1]) Im August 1779 hoffte Leisewitz, wie an seinem Orte bemerkt, auf eine Stelle am Collegio Carolino. Die Aussicht darauf beschäftigt ihn derart, daß er gar nicht arbeiten kann, alle Gedanken sind nur auf den Plan gerichtet. Nachdem dieser binnen kurzem zerronnen, schreibt er am 8. August: „Ich dachte mit der größten Gleichgiltigkeit an mein Proiect; es gieng mir damit, wie mit allen Proiecten, sie beschäftigten mich gleich Anfangs so lebhaft, daß ihnen alles reizende herunter ist, wenn es zur Entscheidung kömt." Nach dem Scheitern der Hoffnung auf Lessing's Stelle schreibt er am 18. Februar 1781:

„Nun muß ich bekennen, daß ich mich wirklich gefaßt bey der Sache betrug — ein paar gelassene Anmerkungen über mein Schicksal und das war Alles — ob ich mich gleich wirklich vor dem Zustande gefürchtet hatte, in den mich eine widrige Nachricht versetzen könte. Und in der That, wenn man bedenket, wie genau das Alles mit der Liebe zu M. S. zusammenhängt, wie sehr ich meine Umstände dadurch verbeßert hätte, — wie genau das Alles alle meine Wünsche erschöpft hätte, so darf ich noch einmahl versichern, daß mir mein Betragen ungemein viel Ehre macht." — Und ähnlich gefaßt, wie wir wissen, benimmt er sich beim Mißlingen der Meininger Projecte.

[2]) Vgl. die früher angeführten Aeußerungen im Tageb. während der Reise nach Weimar-Gotha und den zweiten Brief an Vieweg (?).

[3]) Die Almanachstücke ebenso der „Julius von Tarent" selbst in der zweiten Auflage 1797 waren ohne Namen erschienen. Desgleichen die Uebersetzung von Glas „Geschichte der Entdeckung der canarischen Inseln." Selchow

stockende Arbeitsweise, haben wir nach dem Tagebuche besonders bei dem Lustspiele und der „Geschichte" genau verfolgen können; und der hemmende Einfluß, den dieses Verfahren ausübte, wird durch die beständigen Betrachtungen über sein Arbeiten noch verstärkt.

Die literarische Conception und Production unseres Dichters steht häufig mit seiner Lectüre in engstem Zusammenhange. Von ihr erhält er Anregungen zu arbeiten und zwar geschieht dies im allgemeinen auf zweierlei Art. Entweder gewinnt das Gelesene oder einzelne Gedanken desselben in solchem Maße sein Interesse, daß er beschließt, es weiter auszuführen und sich darüber zu verbreiten. Dies ist beispielsweise hinsichtlich seines Plans zum „glossarium teutonicum" und zu den Abhandlungen „über den Kindesmord" der Fall. Oder das Gelesene erhält seinen Beifall nicht, er steht im Gegensatze dazu und ist bestrebt dieser seiner entgegengesetzten Meinung Ausdruck zu geben, meist in Form der Satire. Hieher gehören die „Rede eines Gelehrten", welche, wie ich vermute, durch eine gegenteilige Schrift veranlaßt ist, ferner die Aufsätze „über Uniformen", „gegen Bodmer", „über Mond und Erde", die Recension über „Herder's Philosophie", wol auch die Arbeiten „über Swift" und „Klopstock". Ebenso sind uns im einzelnen bei seinen dichterischen Arbeiten Anregungen der Lectüre begegnet.

Trotz aller Wärme des Gefühls, trotz aller Lebhaftigkeit der Einbildungskraft war doch bei Leisewitz, wie wir überall entnehmen konnten, ein Hang zu reflectirendem, ja grüblerischem Wesen oder, um im Sprachgebrauche seiner Zeit zu reden, ein Ueberschuß des „Witzes" wirksam. Der Charakter des Julius seines Trauerspiels

---

ließ „den Ursprung des Wechsels" ohne Einwilligung des Verfassers drucken. Leisewitz selbst schreibt am 19. März 1787 an Vieweg in Berlin: „Herr Pokels wird Ihnen schon gesagt haben, daß ich die Voransetzung meines Nahmens, der überdem dem Werke keinen Werth geben kann, verbitte" und 1788 an denselben (?): „Wir sind ehemals übereingekommen, daß mein Name der Uebersetzung nicht vorgesetzt werden sollte und ich muß auch diesmal dieselbe Bedingung wiederholen." Man wird annehmen dürfen, daß noch manche Arbeiten Leisewitzens, namentlich solche, die in Zeitschriften eingerückt wurden, der Anonymität wegen unserer Kenntnisnahme sich entziehen und schwerlich auch jemals als seine Werke zu erkennen sein werden. Bemerken muß ich hier, daß der in Hannöver. Mag. 1767 Sp. 1437 stehende Aufsatz: „Etwas von Ueberwinterung der Schwalben" nicht von unserm Dichter, sondern von einem Leisewiz aus Hermansburg ist. Dieser war 1767 Pastor daselbst, wie mir Herr Bibliothekar Bodemann gütigst mitteilt. Vielleicht ist er ein Verwandter des Dichters gewesen, wird aber von ihm niemals erwähnt.

entspricht in dieser Beziehung im Grunde Leisewitz' eigenem Wesen. Dieß konnte von vornherein namentlich auf sein dichterisches Schaffen nur ungünstigen Einfluß üben. Nicht mit Unrecht durfte Hölty, wie wir wissen, die Scenen der Leidenschaft im „Julius von Tarent" zu witzig und nicht warm genug nennen. Aehnliches äußerte Sophie als ihr der Dichter einen Aufsatz, wir wissen nicht welchen, vorgelegt hatte, und Leisewitz selbst fühlte die Wahrheit der Bemerkung, indem er am 10. Februar 1781 an sie schrieb: „Dein Beyfall wegen meines Aufsatzes ist mir ungemein schätzbar, aber beinahe noch schätzbarer ist mir die Anmerkung, daß ich zuweilen zu witzig sey. Ich habe das längst selbst bemerkt. — Ich tröste mich immer nur damit, daß das einmahl zu tief in mein ganzes Wesen eingewebt ist, um es herauszureißen, und daß man selten einen Menschen antrift, der viel Witz hat und nicht zu viel hätte." Mit diesem Hange zur Reflexion und Grübelei, um nicht zu sagen zur Spitzfindigkeit, hängt denn auch schließlich sein zauder- und zweifelvolles Produciren überhaupt zusammen, welches ihn und uns um so viele Früchte seines Sinnens und Entwerfens gebracht hat.

Mit Wärme und Begeisterung ergreift er seine Pläne und schreitet an deren Ausführung. Aber wie kurz dauert diese Wärme! Bald steigen allerhand Bedenklichkeiten auf und Gleichgiltigkeit, ja Ekel tritt an die Stelle. Nicht selten verleidet sich ihm das Geschaffene, indem er Anklänge an fremde Werke darin zu finden glaubt, so in seinem Lustspiele Shakespeare'sche Reminiscenzen. Zuweilen wieder ist ihm der Vorzug seiner eigenen Werke andern ähnlichen Werken gegenüber nicht einleuchtend und befriedigend genug [1]), oder die Schlechtigkeit der Schriftsteller, welche er wie beim „dreißigjährigen Kriege" benutzen muß, wirkt abschreckend

---

[1]) Bei Gelegenheit einer flüchtigen Lectüre der „Wiener Schaubühne" äußert sich Leisewitz am 15. Januar 1780: „Nichts macht mir beynahe das Schriftstellerwesen mehr zuwieder als schlechte Sachen in der Gattung, worin ich schreiben will. Ich finde das Zeug schlecht und glaube doch Aehnlichkeiten mit meinen Arbeiten zu finden; ich glaube der Grund liegt darin, daß ich einen zu großen Abstand zwischen beyden haben will."

Auch später 26. Febr. 1787 äußert er ähnliches: „Der Beifall, den mittelmäßige Schriftsteller erhalten, rührt mich nicht; ich verachte jenen wie diese. Allein die Lectüre mittelmäßiger Schriftsteller ist mir aus andern Gründen unausstehlich. Ich finde den Abstand zwischen mir und ihnen niemals groß genug. Sie sind mir wie der Affe dem Menschen, wegen einer Aehnlichkeit bey so viel Unähnlichem unausstehlich."

auf ihn selbst zurück [1]). Ueber sein unentschlossenes Schwanken beim Producieren im allgemeinen enthält das Tagebuch unterm 21. März 1780 folgende Bemerkung: „Ich habe zweyerley Arten von Faulheit. In dem einen Zustande habe ich keine Lust etwas zu thun, ich durchdenke alle Gattungen von Arbeit und es gefällt mir keine einzige darunter. In dem andern Zustande will ich freylich arbeiten, aber zuweilen, nur jetzt nicht — ich muß noch 1/2 Stunde, 1/4 Stunde, 5 Minuten warten — unterdeßen noch ein wenig blättern — oder ich muß eine Arbeit thun und will noch eine andere vorher thun, oder ich kan mich unter zwey Arbeiten nicht entschließen, worüber mir mancher schöner Tag verflogen ist.“ Daß es übrigens auch manchmal die Sorge war, das Arbeiten könnte seiner Gesundheit nachteilig sich erweisen, wodurch er gehemmt und abgehalten wird, ist an anderer Stelle bereits erwähnt worden.

Einige Stellen des Tagebuches, in denen Leisewitz über seine Arbeit am „dreißigjährigen Kriege“ sich ausspricht, sind für sein langsames und stockendes Producieren überhaupt bezeichnend und mögen hier daher zum Schlusse am Platze sein [2]).

„Den 21. Februar 1784.

Von Jugend auf habe ich bey meinen Arbeiten zu sehr auf Launen gewartet und mir eine zu große Vollkommenheit vorgesetzt. Ich will nicht über die Verbindung dieser Dinge unter sich, mit meinem Genie, mit meiner Hypochondrie, nichts über die großen Vortheile sagen, die ich ihnen von gewißer Seite zu danken habe.

Ich habe viel Zeit damit verdorben, daß ich auf Launen gewartet habe, wenn ich ziemlich gewiß überzeugt sein konnte, daß keine kommen würde, und ich mich dessen ungeachtet nicht entschließen konnte etwas vorzunehmen, wozu ich Heiterkeit genug gehabt hätte. Doch muß ich mir Gerechtigkeit widerfahren laßen, daß

---

[1]) Tageb. 8. Mai 1779: „Es gieng mir (beim Excerpiren) wie es mir bey vielen andern litterarischen Arbeiten gegangen ist, deren ich so viele angefangen und bis heute den letzten Tag in meinem 26. Jahre noch keine vollendet habe. Ich gehe mit zu vieler Hitze daran und die elenden Schriftsteller, die man nothwendig dazu lesen muß, machen mich gleich verdrießlich; ich verfalle darauf die Absicht, mit der ich an ein Buch gehe, fahren zu laßen und eine andre zu ergreifen. — Von der ersten Hitze bleibt so viel, daß ich nichts andres thun mag und der Eckel ist so stark, daß ich in den angefangenen nicht fortgehen mag.“

[2]) Gedruckt in der Nationalzeitung a. a. O.

ich seit einigen Monathen meine Laune entweder mehr oder weniger respectirt habe.

Zuweilen will ich meinen Arbeiten mehr Feuer, mehr Glanz geben, als die Materie in der ich arbeite verstattet, und ich mache diese Entdeckung mit Verdruß, oft erst nach vielen fruchtlosen Versuchen. Dieses kommt sehr oft, wenn ich mir bey einer flüchtigen Uebersicht der Materie ein gewißes Bild von dem Eindrucke eingeprägt habe, den meine Erzählung hervorbringen soll. Bey näherer Untersuchung finde ich Umstände, die mit diesem Eindruck unverträglich sind, dennoch schwebt mir jenes Bild vor der Einbildung; der Kontrast meines Projectes und meines Werkes macht mich unzufrieden, übler Laune und daher unthätig.

Dieser Fehler ist zuweilen in eine Schwachheit ausgeartet, die eines vernünftigen Mannes ganz unwürdig ist. Ich habe oft mit Eigensinn darauf bestanden, gewiße Wendungen, gewiße Phrasen, zuweilen nur ein gewißes Geklingel in meine Perioden zu bringen.

Die Hitze, mit der ich meine Grillen verfolgte, blendete mich oft, ich sahe weder die natürlichsten Ideen, noch ihre natürlichste Verbindung. Oft fand ich, wenn ich meinen Vorsatz endlich durchsetzte, daß meine Arbeit unnütz war; oft sahe ich erst, daß ich auf dem unrechten Wege war, wenn ich endlich aus Ueberdruß das Erste in die Feder nahm, was mir vorkam."

„den 22. Februar 1784.

Ich kann mich für den Fehler, den ich gestern beschrieb, nicht genug in Acht nehmen, denn selbst gestern bin ich in denselben verfallen.

Zuweilen arbeite ich mit viel Enthusiasmus. Ich bin Poet und habe zu viel Geschmack, es da zu seyn, wo ich Geschichtschreiber seyn soll.

Ich sehe meine Materien zuweilen nicht genau genug an, und muß daher meine Arbeit, wenn ich sie geendiget habe, wieder von neuen anfangen. Ich laße mich von jeder Phantasie, die mir unter dem Meditiren aufstößt, hinreißen, und die kurzen Gedankenreihen durchkreuzen einander auf eine nachtheilige Art.

Allein der Hauptstamm des ganzen Uebels, von dem, genau genommen, alle übrigen Hinderniße mittelbare oder unmittelbare Zweige sind, ist die zuerst gedachte Aengstlichkeit. Leichtigkeit! Leichtigkeit! Es giebt mehr als eine gute Wendung; was auf den ersten Anblick das Beste scheint, bleibt oft nicht auf den zweyten. Ich kann mir das Alles nicht oft genug sagen, nicht tief genug einprägen.

Ich will diese Betrachtungen nutzen, mir nach und nach einige Fragen zu entwerfen, die ich oft und besonders dann lesen will, wenn ich merke, daß meine Arbeit langsam fortgeht oder gar stille steht." (Am 16. May 1784 folgt ein Auszug aus Quintilian, de instit. orat. lib. 10, cap. 3; Regeln, die er beobachten will.)

Ueber den langsamen Fortgang der Arbeit schreibt Leisewitz im Jahre 1786: „Ich erschrecke, wenn ich bedenke, wie wenig geschehen ist. Die Hauptursache liegt in der Thorheit, Alles sogleich in der höchsten Vollkommenheit bis auf jeden einzelnen Ausdruck ausarbeiten zu wollen, in der daraus entspringenden Einseitigkeit und dem Blindwerden aus dem zu langen Hinsehen auf einen Gegenstand, und in dem trägen Mißmuthe, den das Alles zur Folge hat.

Wenn aus dem langen Brüten über eine Stelle endlich eine Vollkommenheit herauskäme, die der Brütezeit nur in einigem Verhältniße entspräche, so wäre es doch noch immer die Frage, ob ein passender Ausdruck doch nicht mit einem Tage zu theuer erkauft wäre.

Allein dieses ist bey Weitem die allerwenigsten Mahle der Fall. Ich verliere durch das lange Hinstaunen auf einen Gegenstand das Gesicht; die erkünstelte Vollkommenheit hält in ruhigen Augenblicken nicht die Probe und die Schönheit der Wendungen, die ich oft nur aus Verzweifelung so schön gefunden habe, verbleichet. Was das Schlimmste ist, so verliere ich durch dieses Phrasenlesen auf ganze Monate den großen Blick über das Ganze; es geht mir wie Leuten, die durch zu feine oder eigentlich durch zu spitzfindige Arbeiten kurzsichtig werden. Und wenn nur auch die Wendung zu dem einzelnen Theile wirklich in einiger Vollkommenheit paßt, so muß sie doch zuweilen mit diesem einzelnen Theile um höherer Absichten willen umgeschmolzen werden.

Es ist ausgemacht, daß mein ganzes Leben vielleicht nicht hinreichen würde, die Geschichte des 30jährigen Krieges auszuschreiben, wenn ich so fortführe.

Ich habe eine Menge von Erfahrungen über diesen Gegenstand gesammelt. Es würde zu weitläufig seyn, sie alle herzusetzen, aber alle geben diese Resultate.

Etwas mit eisernem Fleiße (wie die Maler dies Wort nehmen) durchzusetzen, ist mein Talent nicht. Mir glückt Alles durch einen plötzlichen und durchdringenden Blick. Ich kann meine Aufmerksamkeit nicht lange auf einen einzelnen Gegenstand richten, mich nicht einmal über zwey Stunden mit einer etwas schweren Materie beschäftigen. Es scheint, als wenn ich im eigentlichsten

Verstande Zeit brauche, ehe ein Gedanke und eine Vorstellungsart bey mir reift, und daß dieses wirklich auf eine geheime Art geschieht, wenn ich eine Sache lange bei mir herumtrage, ohne deutlich daran zu denken."

Wir sind am Schlusse. Vor uns entfaltet liegt Leisewitzens Bild als Mensch und Schriftsteller. Ein Mann von edlem Charakter, erfüllt von patriotischer Gesinnung und wahrer Humanität, war er als Schriftsteller mit reichen Geistesanlagen begabt, mit umfassender Bildung ausgerüstet, zu großen Leistungen befähigt. Mangel an Ausdauer und Concentrirung der Arbeitskraft, ein zarter körperlicher Organismus und die immer wachsende, jede Arbeit störende Hypochondrie ließen die Blüte nicht zu voller Entfaltung kommen und vernichteten die auf ihn gesetzten Hoffnungen. So ist es gekommen, daß seine Bedeutung für die deutsche Literatur fast allein auf den „Julius von Tarent" beschränkt blieb, ein Werk freilich, welches über die meisten zeitgenössischen Dramen nach Inhalt und Form hoch emporragt und auf den Lieblingsdichter der Nation den entschiedensten Einfluß hatte.

Beilagen.

1.

Thaer an Leisewitz über dessen „Julius von Tarent“ [1]).

(Celle) „den 18. Juli, wenn ich nicht irre“ (1775).

„Da, Liebster, empfange Dein Kind zurück. Achte nicht der Schmerzen, die Dir seine Geburt gemacht, sondern freue Dich, ein Kind zu sehen, das in allen seinen Zügen seiner schönen Mutter so gleicht. Erinnere dich zugleich an die Wollust seiner Erzeugung und das bewege Dich, bald an ein Andres zu denken.

Empfang es zurück Melpomenens Meisterstück und mit demselben Tausend Dank für jede traurig-angenehme Empfindung, von der tausendmal mein Herz anschwoll, für jeden warmen Schauder, der meine Nerven bei den vielen malerischen erhabenen Stellen durchströmte.

Wie kann ich Dir's beschreiben, was ich empfunden. — Ohne eine Trappe zu sein, die es wagte mit Dir zu fliegen, darf ich doch sagen, daß ich Deinem Adlerfluge nachsehen, ihn bewundern konnte. Ich ward nicht einmal schwindlich, aber mein Athem blieb mir oft stehen und das Herz that langsame, machtvolle Schläge. Und wenn dann höhere Tugend oder wärmeres Gefühl mit starken Zügen gemalt war und ich bedachte, wie der Verfasser diese nur aus seiner eigenen Seele konnte entlehnt haben und mich das an ihn erinnerte, — so drängten sich die Empfindungen die das Stück erregte, zugleich mit den Empfindungen für Dich so auf, daß die unsterbliche Seele in ihrem jetzigen Zusammenhange mit dem Körper es doch nicht hätte ertragen können, wenn nicht nach den Gesetzen der Natur die Empfindungswerkzeuge von zu großer Wirksamkeit erstarrten. Ich konnte nicht weiter lesen — erwachte wie aus einem Traume und nur aus verschiedenen äußeren Umständen schloß ich, daß ich eine Zeit lang gestaunet hätte. — Aber ich kann Dir meine Empfindungen nicht beschreiben. Du kennst mich und Dein Trauerspiel und folglich die Wirkungen, die es auf mich machen mußte. — Du kannst sie malen, Du Maler des Herzens!

Mein Urtheil über Dein Stück? — Ja warte, das wird lange dauern, ehe ich meinen Sinn bis zur Beurtheilungskraft herabstimmen kann. — Scharfsinn ist sonst das, was mir am wenigsten fehlt; oder das, was ich davon habe, pflegt sich von allen meinen Seelenkräften am wirksamsten zu erweisen. Aber kein Tüttelchen, keine Pause, keinen Gedankenstrich, kein: „ich glaube, es ist in

---

[1]) Beilage VII. in W. Körte's Buche „Albr. Thaer“, S. 404 ff.

der That," kein „ich hoffe nicht" möcht' ich darum missen. Das Matteste gefällt mir so gut, als das, was mir in anderen Trauerspielen stark vorkam. Nur einige von Deinen Scenen gegen andere von den Deinigen gestellt, sind schwächer. Die sechste Scene des ersten Acts ist zu erzählend; auch die folgende wäre kalt, wenn nicht einige Stellen voll von Empfindung seines alten Vaters ihr Feuer gäben. Ueberhaupt ist die Rolle der Cäcilia, gegen Deine andern Personen, zu matt; sie könnte wegbleiben. — Nein, dann fiele die sechste Scene des zweiten Acts und verschiedene Gedanken des darauf folgenden Monologs weg. Es scheint als ob Cäcilia wirklich den Julius liebt, und nur aus freundschaftlicher Großmuth die Liebe unterdrückt; aber es ist nicht deutlich genug und der Zuschauer merkt es kaum. Darf ich's wagen, Dir eine Besserung vorzuschlagen? — Du könntest, deucht mich, die Rolle der Cäcilia verschönern, wenn Du das etwas merklicher machtest. Man sieht fast bei allen Personen widerstrebende Affecte so schön mit einander streiten, wenn Du auch hier Freundschaft und Großmuth bei einem Weibe mit der Liebe kämpfen und jene überwinden ließest. Dadurch könnte dann auch dem, was Cäcilie in dem Auftritt mit der liebenswürdig rasenden Blanka sagt, mehr Feuer gegeben werden. — Doch wie ermüdet ein Gemälde die Augen, worin Alles sich im vollen Glanze zeigt. Man sollte Dir's danken, daß Du einige Stellen weniger ausgemalt gelassen hast, damit das Auge irgendwo sich ausruhen könne.

Die Drohungen des Julius gegen die Aebtissin schicken sich nicht zu seinem Charakter, weit schöner die Art, wodurch er sie nachher gewinnt. Aber ich bedenke nicht, daß die Liebe den Sanftmüthigen zur Wuth bewegen, den Wüthrich zum Lamme machen und überhaupt alle Charaktere auf einige Zeit verwandeln kann.

Aus der Scene der beiden Soldaten ließ' ich das: „Nachher gieng" — — „herum" weg. Mich deucht das gehört so nicht in den Ton, womit Soldaten eine Gespensterhistorie erzählen.

Schon genug siehst Du hieraus, was ich mir für Gewalt anthue, um etwas zu finden, das mir minder gefällt, und wie mir's denn doch aus den Fingern entschlüpft. — Das, was mir außerordentlich gefallen hat, wenn ich anfienge Dir etwas zu sagen, ich würde sechs Bogen nacheinander anlegen und beim Ende des sechsten denken, daß ich wenigstens noch einmal soviel Papier brauchte, um das nachzuholen, was ich schändlich übersehen. — Vom Ganzen will ich Dir nur etwas sagen, was mir so einfällt.

Wo hast Du so vortrefflich für's Theater schreiben gelernt? Mich deucht doch von Dir gehört zu haben, Du hättest nicht viel Komödie gesehen. — Meine Vorstellungen von Deiner Tragödie, so groß sie waren, sind in Allem, hauptsächlich aber darin übertroffen, daß sich's in der Ausführung so gut ausnehmen wird. Ich befürchtete immer, daß das Gegentheil sein einziger Fehler sein würde. Aber beim dritten Durchlesen habe ich immer gedacht, ich sähe es auf dem Theater und habe geklatscht. Man sollte denken, Du wärest etlich Jahre Komödiant gewesen, denn ich habe keine Stelle gefunden, die außerordentlich schwer für den Acteur sein wird, der sich nur einigermaßen in die Situation und in den Affect setzen kann. So stark auch Alles ist, so ist doch alles Natur. — Selbst die Monologen, die mir die meiste Zeit unnatürlich

Vorkommen, scheinen mir hier ganz natürlich. Es sind Ausbrüche des Herzens, keine Erzählungen zur Aufklärung der Geschichte für die Zuschauer. Der Dialog ist durchaus natürlich. Die langen Reden sind mir sonst in manchen bewunderten Stücken widrig, wenn da Einer in schönen runden Perioden 10 Minuten lang weg perorirt. Wenn Du aber Deine Personen so lange sprechen läßt, so sieht man, daß das Herz so überfließen muß. Guido, wenn er so in Hitze spricht, wird unterbrochen; ohne darauf zu achten fährt er fort, und das, was die andere Person sagt, scheint ein Sporn für ihn, vollends auszustoßen. — Die Stellung der Worte ist melodisch, immer der Ton der Leidenschaft.

Vortrefflich, daß Du auf's Theater so viel Handlung bringst und dadurch die matten Erzählungen vermeidest. Ich muß sagen, mir gefällt die Manier der Engländer doch nicht, wenn sie zu kühne Handlungen auf dem Theater vorgehen laßen, die selten die Empfindung des Tragischen oder Erhabenen erregen, aber von denen die Natur zurückschaudert. Wen deine Handlungen beleidigten, der müßte die alberne Delicatesse der Pariser haben. — Ich glaube zwar, daß Einige die Erstechung des Guido lieber hinter der Scene vorgehen und sie dem Fürsten seinem Bruder erzählen ließen, welches doch gewißermaßen geschieht; ich bin aber nicht ihrer Meinung. Die beiden letzten Scenen werden am schwersten für den Schauspieler sein, besonders das: „memento mori“. Ich begreife, daß dies das Ende sehr feierlich auf dem Theater machen kann, wenn's gut ausgedrückt wird; aber ich gestehe, ich wüßte es nicht auszudrücken. Es muß voll schmerzlichen Affects gesprochen werden, aber doch nicht affectirt.

Den Witz, die treffenden erhabenen Bilder erwartete ich von Dir. Daß sie aber alle so natürlich würden angebracht sein, daß glaubte ich nicht, ehe ich es sah. Nichts ist gesucht und man merkt es kaum, daß es voll Poesie ist. Zwar wird unter 200 im Parterre nicht Einer alle Schönheiten verstehen, und auch mir wären bei der Aufführung gewiß manche entwischt; aber dunkel ist es doch nirgend und selbst für Dummköpfe, an die Lessing bei seiner Emilia Galotti nicht gedacht hat, ob sie gleich den größten Haufen ausmachen, bleibt genug übrig.

Manchem Kammerjunker werden Deine Hofleute wol etwas anstößig sein; aber so viel Verstand wird er doch wol haben, auf's 15. Jahrhundert Rücksicht zu nehmen. Ich wünschte auch die Personen im Costüme jenes Jahrhunderts erscheinen zu sehen; denn Natur, an welchem Hofe träfe man die jetzt an? Und das werden eben manche Leute nicht glauben, daß Du der Natur treu geblieben bist; solche Leute, die sie in der großen Welt, d. h. im Assemblee-Zimmer studirt haben. Ein künstlich geschnittener Taxbaum aus einem holländischen Garten wird die Eiche im Walde immer für ein sehr unnatürliches Gewächs halten; Puppen mit eiskaltem Herzen werden es nicht begreifen, daß es Menschen mit so feurigen Empfindungen, wie die Deinigen geben könne. Indessen die Kunst kann die Sprossen der Natur zurückhalten, aber nicht den Trieb ausrotten und die Brust wird sich bei manchem Mädchen heben, trotz dem engen Schnürleibe, wenn sie Dein Trauerspiel sieht. — Bei Werther haben doch viele Leute geweint, denen ich nicht für einen Dreier Empfindung zutraute. Manche Matrone wird sich aus Blanka's Schicksale die Warnung für ihre Tochter abstrahiren: seht das kommt vom Empfindsamen!

Aber Deine Blanka — woraus hast Du Dir den himmlischen Charakter geschaffen? Ich glaube, Du kennst die Schönheiten alle kaum selbst, die darin stecken, hast sie wol noch nicht recht anatomirt. Der Charakter ist Natur, eher verstärkte; natura exaltata ultra communes limites composita, die doch aber wirklich, besonders in den unteren Theilen von Italien existirt.

Nur das noch: nicht nur die Raserei selbst, sondern auch die Art, wie sie darin verfällt, ist höchst natürlich. So sehr gespannte Sinne mußten bei der Erschütterung reißen oder in unordentliche Schwingungen gerathen. Sie mußte sterben, in Convulsionen fallen, oder rasen. Das letzte ist das natürlichste und das beste. Sie kömmt von Einem auf's Andere; die Ideen stimmen mit den Eindrücken, die die äußeren Gegenstände auf die Nerven machen, nur unordentlich überein; die Organe des innern Gehirns wirken convulsivisch durcheinander; eine Bewegung wird nicht von der andern nach der natürlichen Folge erregt; der Geist hat die Gewalt über die tumultuirenden Sinne verloren; er ist nicht vermögend, eine Idee auszuwählen und sie zu verfolgen, sondern muß sie so nehmen wie sie die erschütterten Fibern ihm vormalen.

Was die Raserei der Blanka betrifft, kannst Du meinem Urtheile ziemlich trauen. Wenn Dir im Uebrigen meine Beurtheilung absurd vorkommt, so hast Du Dir's selbst zuzuschreiben — Du hast sie verlangt. Du hättest bedenken sollen, daß ich seit 6 Jahren das Bischen was ich von Beobachtungsgeist und Genie besitze bloß zu medicinischen Sachen gewöhnt, zu allem Andern fast unbrauchbar geworden ist.

O wenn doch Dein Trauerspiel erst gedruckt wäre, oder wenn ich die schönsten Scenen daraus abschreiben lassen und alle Tage lesen könnte. Ich habe es nur zwei Tage in Händen gehabt und zwar eben wie ich entsetzlich viel Geschäfte hatte."

2.

Julius von Tarent [1]).

(V. Act, 1. Scene. Fehlt in den gedruckten Ausgaben. [2])

(Die Gallerie im Pallast — sparsam erleuchtet. hinten liegt [3]) Julius [4]) Leiche auf einem Bette, und ist mit einem Tuche bedecket. Ein Tisch mit einigen Lichtern. Zwey Soldaten halten bey der Leiche Wache.)

1. Soldat [5]). Was schlugs da.

2. Soldat. Zwölf — hör' Timotheus, ich bin ein Mann; das Zeugniß muß mir ieder im Geschwader geben, der die Feldzüge in Cypern gegen

---

[1]) Ich gebe diese und die folgende Scene genau nach dem Manuscr., wobei ich mir nur erlaubt habe, die fast durchaus fehlende Interpunction und die Umlautszeichen zu setzen.

[2]) Am Rande: d. 27 Julius 1774.

[3]) steht ist durchstrichen.

[4]) Ursprünglich die statt Julius.

[5]) Im Mſ. blos 1. S.



die Ungläubigen mitgemacht hat; aber [1]) — es ist mir hier doch so besonders zu Muthe.

1. Soldat. Es ist auch eine erschreckliche That, ein Bruder den andern. Und es wäre in der fürstlichen Familie nichts neues, wenn man etwas vom Umgehen hörte. Hast Du Dir von dem Vater des itzigen Herrn erzählen laßen?

2. Soldat. Es muß ein schrecklicher Tyrann gewesen seyn. Seinen Canzler hat er ia spießen und 3 Hofleute unter der kleinen Schloß Treppe einmauern laßen.

1. Soldat. Nun hör — 3 Tage nach seinem Ende steht ein alter Soldat, der es meinem Vater nachher sagte, am Schloß Garten dem Ulmen Gange gegenüber auf der Wacht. Um Mitternacht hörte er so ein ungewöhnliches Sausen der Blätter, und roch einen Pulverdampf. Kurz darauf sah er den verstorbenen Fürsten unter einer Menge höllischer Geister. Sein Leib brante in einer graublauen Flamme, nur daß er blutbrothe Augen hatte. Er winselte entsetzlich nach einem Trunke. Die Geister gaben ihm auch einen Becher mit rauchenden Menschenblute, das er mit vielen Widerwillen trank. Nachher ging der Becher auch unter den Geistern auf die Gesundheit vieler hoher Häupter herum. Am Morgen flog eine Menge Fledermäuse und Eulen aus den Ulmen und die Blätter schienen noch blutroht als die Sonne aufging. Einige Tage — —

2. Soldat. Mir deucht eben bewegte sich das Tuch —

1. Soldat. Du fürchtest Dich doch nicht?

2. Soldat. Nicht doch; ich bin ia in meinem Berufe.

1. Soldat. Heute Nacht hatte ich den Posten im Ulmengange. Unser [2]) Fürst ging über eine Stunde darin auf und nider, er hat mir recht gebauert.

2. Soldat. Was machte er denn?

1. Soldat. Zuweilen ging er ganz langsam das Gesicht in einem Tuche verhüllt, dann that er auf ein mahl das Tuch weg, setzte die eine Hand in die Seite und eilte mit stolzen trotzigen Schritten — oft sah er aus wie ein Besiegter, der um Quartier bittet, oft wie ein Sieger, der keines geben will, wie ich das so in Schlachten bemerkt habe; zuweilen griff er auch nach dem Degen, ob er gleich keinen an hatte.

2. Soldat. Er dauert mich, er ist ein vortrefflicher Herr.

1. Soldat. Das ist er wahrhaftig. Gott erhalte ihn!

2. Soldat. Da komt er.

---

[1]) Zwischen aber — es durchstrichen: ietzt ohne Noht um Mitternacht über den Justinen Platz zu gehen —

[2]) Früher Der.

3.

Bruchstück des Lustspieles „Der Sylvesterabend".

(V. Act. 2. Scene.)

Graffio — Agnese [1]).

Graffio. Nun Frau Agnese ich wünsche Dir Glück. Da hast Du eine Gelegenheit Deinem Manne zu dienen, die unter hundert tausend Frauen kaum eine findet.

Agnese. Wünsche mir lieber Glück, daß ich Tugend genug habe, eine solche Gelegenheit ergreiffen zu wollen. Denn ein so harter ungefälliger Mann wie Du —

Graffio. Konte ich es nicht denken, daß Du gewiß eine Casual und Jubelpredigt halten würdest; und Du hast Recht, liebe Hauspostille, es muß Dir selbst zuletzt verdrieslich werden, Deine 365 Gardinen-Betrachtungen auf alle Nächte im Jahre immer über denselben Text anzustellen.

Agnese. Du machst mir wirklich ein feines Compliment, freylich wider Deinen Willen wie sich versteht. Mir ietzt so etwas zu sagen, da Dein Schicksal in meinen Händen ist. Das nenne ich einen Heldenglauben an die weibliche Tugend.

Graffio. Sapperment Du trauest mir eine so zähe Geduld zu, daß ich an Deiner [2]) gepriesenen Tugend zweifeln möchte. Beym Asmodi was willst Du? Hast Du ie einen treuern Mann gekant als ich bin?

Agnese. Das macht noch nicht alles aus. Sag einmahl selbst, hast Du nicht gleich nach der [3]) Hochzeit Deine ganze Gefälligkeit geschwinder vergeßen als ich mein Clavierspielen?

Graffio. Ich weiß mir das so genau nicht zu erinnern.

Agnese. So? weißt Du keinen Unterschied zwischen ietzt und den Tagen unsers Brautstandes. Hilf Himmel! wenn mein Nahmensfest [4]) einfiel, wie holtest Du Blumen aus Treibhäusern, Austern von Ancona, Vergleichungen aus der Sonne. Aber jetzt geht Agnesentag stiller hin als ein Bußtag.

Graffio. Auch ich war in Arcadien. Aber was thuts [5]) unsre Liebe ist ietzt weiser und gesetzter geworden. Die Freuden der Kindheit sind vielleicht die besten; aber wer wollte und wer kan immer ein Kind bleiben! Alles hat seine Zeit.

Agnese. Wie hoch würdest Du mir das Gegentheil zugeschworen haben, wenn ich Dir das am Polterabend gesagt hätte.

---

[1]) Leisewitz bemerkt am Rande: Diese Scene folgt auf den Entschluß, daß die Frauen ihre Männer auf die bekannte Art aus der Stadt bringen sollen — Agnese ist Graffios Frau.

[2]) Geändert aus dieser.

[3]) Geändert aus unsrer.

[4]) Nahmenstag.

[5]) Statt der Worte Auch — thuts stand früher blos Nun.

Graffio. Ganz Recht. Wie gesagt, alles hat seine Zeit, und am Polterabend wäre diese Bemerkung ein Wort sehr zur Unzeit gesprochen.

Agnese. Ach ihr seyd alle Verräther. Wer hätte geglaubt, daß aus Dir ein so ungefälliges Wesen werden könte. Hilf Himmel! ich dachte die Grillen der Dichter würden durch unsre Ehe aufhören Grillen zu seyn, in unsern (sic!) Hause würde alles wie in Petrarca seyn, daß Besenstiel und Suppennapf ausrufen müßten: Hier herrschet die Liebe [1]).

Graffio. Mein Engel — —

Agnese. Ja mein Engel! — so zwey oder drey süße Worte ist alles, was mir von der ganzen Herrlichkeit übrig geblieben ist, und sie nehmen sich in unserm übrigen Umgange aus wie ein paar Treßenlumpen auf der Weste eines verarmten Stutzers.

Graffio. Madam sind satyrisch — Was man doch nicht alles ist, wenn man nur ein Weib ist.

Agnese. Es ist kein Wunder, wenn man in unsern Hause satyrisch wird. Denn wenn Du aus dem grünen Lehnstuhle so ernsthaft und mürrisch von Deinen Ehe Regalien und Herrlichkeiten sprichst — ich versichre Dich lieber Mann — so könte ein Schaaf Epigrammen machen. Allein nicht allein über Dich, sondern auch von Dir lernt man spotten. Denn wenn Du aufgeräumt bist, machst Du nicht immer Pasquillen auf die Weiber? Ich bin ohne Ruhm zu melden, eine gute Köchin und es müßte eine sehr schlechte seyn, die nicht etwas in seiner eignen Brühe zuzurichten wüßte.

Graffio. Schade um die gemisbrauchten Talente! Schade, daß die Satyre nicht wie die Liebe von sich selbst anfängt.

Agnese. Freylich bin ich eine Närrin gewesen, daß ich geheyratet habe, aber da daß nun einmahl nicht zu ändern ist, so verdrießt es mich an meisten, daß mir kein iunges Mädchen glauben will, wenn ich ihm von den Greueln des Ehestandes sage. Jede meynt eine Ausnahme von der Regel zu machen, an der die Regel „keine Regel ohne Ausnahme" zur Lügnerin wird.

Graffio. Thue Deinem Geschlechte nicht unrecht, auch die iungen Männer werden nicht gescheuter; denn wie Du weißt zu jeder Ehe gehört so gut ein Thor als ein Frauenzimmer.

Agnese. Daß ihr doch davon mitsprechen wollt, aber wir — In andern Dingen ist doch eigner Schaden nicht der einzige Weg klug zu werden, nur in der Liebe ist es für uns — so wahr ich eine ehrliche Frau bin — der einzige. Bedenke und vergleiche nur Dein Betragen — —

Graffio. Genug — ich weiß daß ich Dir unrecht gethan habe. Ich hielt Dich bloß für den Gardinnen-Demosthenes, für die größte Rednerin von weicher Stäte. Aber Du hast auf dißeit und ienseit des Vorhanges nicht Deines gleichen. Bey allen dem fällt mir doch eben mein Wahlspruch bey „Alles zu seiner Zeit". Sieh liebe Agnese Eine Gardinnenpredigt ist wie ein Gespenst — um Mitternacht kan es Respect fodern, aber Rübezahl muß nicht Mittags um 11 Uhr im Sonnenschein über den Markt gehen und die Glocke ziehen.

---

[1]) Leisewitz bemerkt am Rande: Qui regna l' amore Anspielung auf eine der bekanntesten Stellen des Petrarca.

Agnese. Wenn man diese Vergleichung — —

Grassio. Du hast viel Witz, mein Engel, Du wirst doch aber nicht leugnen, daß es heller lichter Tag ist.

Agnese. O ich glaube beynahe, ich habe eben so viel Einfalt als Tugend.

Grassio. Ernsthaft, liebe Agnese, ich weiß, daß Du ein gutes Weib bist, und daß es Dir unmöglich fallen würde, mir diese Gefälligkeit nicht zu erzeigen, allein Du möchtest doch, wenn es seyn könte, nebenher eine keyserliche Gnadenkette damit verdienen. Ihr Frauenzimmer rechnet Eure Tugend immer so hoch. Jede gute Handlung soll mit Golde aufgewogen werden, wenn sie auch so unbeträchtlich [1]) wäre, daß man sie nur Dutzendweise bezahlen könte, weil man keine Scheidemünze hat, die für einzeln klein genug wäre. Aber ich schwatze! Lebe wohl! Du weißt doch schon, daß wir uns vor dem Holzthore treffen. (geht ab.)

4.

Leisewitz an Vieweg in Berlin [2]).

Braunschweig den 19. März 1787.

Hochedelgeborner Hochgeehrtester Herr!

Ich habe durch Herrn Pokels, dem ich recht sehr dafür verbunden bin, daß er mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft verschafft hat, mit Vergnügen Ihre Erklärung auf meinen Antrag erhalten. Ich säume nicht, Ihnen die verlangten Erläuterungen und Bedingungen hiermit vorzulegen.

Den nähern Inhalt der zu übersetzenden Schrift [3]) werden Sie in einer gewißen Vollständigkeit aus den Gothaischen Zeitungen von diesem Jahre ersehen, worin dieselbe (vermuthlich durch ein Versehen) zweimahl [4]), und das einemahl ziemlich ausführlich recensirt ist. Nach den Auszügen, welche die Englischen Journale gegeben haben, muß das Buch auch für das deutsche Publicum intereßant seyn.

Aus diesen Recensionen allein, kenne ich bis jetzt diese Schrift, allein die Stärke derselben läßt sich aus dem Preise von 6 Schillingen hinlänglich beurtheilen.

Ich würde Ihnen, wenn nicht ganz unerwartete Hinderniße eintreten, das Mspt. höchstens zu Ende des Augusts liefern.

---

[1]) Früher klein.

[2]) Der Brief besteht aus einem Halbbogen, 3 Seiten beschrieben. Auf der Außenseite die Adresse: „Herrn Buchhändler . . . . zu Berlin. frey." Daß der zu ergänzende Name Vieweg sei, ergibt sich aus dem Tageb. XI. Bd. 24. Febr. 1787.

[3]) Remarks upon the History of the landed and commercial Interest of England.

[4]) Die Recensionen stehen, wie mir Herr Prof. W. Pertsch mitteilte: Gothaische gelehrte Zeitungen. Ausländische Literatur, auf das Jahr 1787. Erstes Halbjahr S. 1 und 41 (Stück 1 und 6).

Das Honorarium das Hr. Pokels für den Montague erhält, finde ich in Rücksicht auf Sie und auch auf mich nicht unbillig.

Herr Pokels wird Ihnen schon gesagt haben, daß ich die Voransetzung meines Nahmens, der überdem dem Werke keinen Werth geben kann, verbitte.

Ich wünschte sehr Ihre Entschließung bald zu erfahren, weil ich alsdenn wahrscheinlich Gelegenheit hätte, durch einen Courier, der nächstens von Hannover nach London geht, das Buch bis zu der erstgedachten Stadt ohne Kosten zu erhalten.

Ich wiederhohle meine Versicherung, daß mir auf jeden Fall die Bekanntschaft eines für unsre Litteratur so thätigen Mannes äußerst schätzbar ist und verharre hochachtungsvoll

Ew. Hochedelgeboren

gehorsamer Diener
Leisewitz.

5.

Leisewitz an Vieweg in Berlin (?) [1].

Braunschweig, 21. Julius 1788.

Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr!

Die Gründe, welche nach Ew. Wohlgeboren sehr geehrten Schreiben vom 28. Jun. dieselben bestimmen, wenigstens Hr. Wendeborns Werk zu erwarten, ehe Sie auf eine neue Uebersetzung des Lolme [2]) denken, sind auch

---

[1]) Dr. Schiller sagt nur, daß dieser Brief „an den Verleger" gerichtet sei. In einer mir aus dem Nachlasse Dr. Schiller's vorliegenden Abschrift des Briefes ist der Empfänger gleichfalls nicht bezeichnet. Er wird wol auch in der angegebenen „Sammlung" (vgl. Einleitung), die ich trotz vielfacher Nachforschungen, wobei ich besonders von Hrn. Prof. Schott in Stuttgart unterstützt wurde, nicht erlangen konnte, kaum genannt sein. Ich glaube Vieweg als den Adressaten annehmen zu dürfen, da die Verbindung, welche der Brief voraussetzt, schon längere Zeit bestand und manches auf den voranstehenden Brief sich zu beziehen scheint, so namentlich der Passus wegen des Honorars und der Anonymität.

[2]) Dieses Wort ist in der mir vorliegenden Abschrift undeutlich geschrieben. Nach Kaiser's Lexicon war in dieser Zeit folgendes Werk Wendeborn's erschienen: Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und Kunst in Großbritanien gegen Ende des 18. Jahrh. 4 Th. 8. Berlin 1785—1788, Haude und Spener. — Der Zusammenhang der Stelle deutet darauf hin, daß Leisewitz die Uebersetzung eines Englischen Werkes im Auge hatte.

[Herr Hofrat Dr. W. Hemsen in Stuttgart, Vorstand der Kgl. Handbibliothek, hat die Güte gehabt, eine Abschrift des obigen Briefes aus der „Sammlung historisch berühmter Autographen" u. s. w. nachträglich dem Verfasser gegenwärtiger Monographie, in dessen Nachlasse sie vorliegt, mitzuteilen. Aus dieser Abschrift, welche sonst mit dem oben gegebenen Texte vollkommen übereinstimmt und gleichfalls den Addressaten nicht angiebt, konnte „Lolme" für den unleserlich gebliebenen Namen gesetzt werden. In einem begleitenden

nach meinem Urtheile völlig entscheidend. Ich würde Ihnen vor das Erste nicht einmal zu dieser Entreprise rathen können, wenn Hr. Wendeborns Werk nicht so vollständig gerathen sollte. als sich allerdings erwarten läßt.

Uebrigens danke ich Ihnen auf das verpflichteste für die sehr verbindliche Art, mit der Sie meinen Antrag einer Uebersetzung des Guardians annehmen. Ich habe bereits den Anfang mit dieser Arbeit gemacht, und Sie können spätestens zu Anfang des Decembers den Anfang des Msptes auf die Weise erhalten, daß mit dem Drucke ununterbrochen fortgefahren werden kann.

Jeder Theil des Guardians beträgt in dem ziemlich kleinen und enggedruckten Originale etwa 28 Bogen, wovon aber wenigstens $^1/_5$ abgehen wird.

Uebrigens bleibt es wegen des Honorarii u. s. w. bei der ehemals unter uns getroffenen Abrede, wobei ich jedoch auf Veranlaßung einer Stelle Ihres gütigen Briefes eines Punktes ausdrücklich gedenken muß. Wir sind ehemals darüber überein gekommen, daß mein Nahme der Uebersetzung nicht vorgesetzt werden sollte und ich muß auch diesesmal dieselbe Bedingung wiederholen. Unter manchen Gründen werde ich hiezu hauptsächlich dadurch bestimmt, daß wie Sie wissen, das Publicum meine Geschichte erwartet, und ich mich außer Stand sehe, öffentlich die Ursachen anzugeben, die mich an der Vollendung jener Arbeit hindern. Ich werde unterdeßen den größten Fleiß anwenden, dem Buche allen den Werth zu geben, den es durch einen berühmten Nahmen erhalten könnte, und den meinigen schwerlich erhalten würde.

Ich wiederhole Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre so gütigen Gesinnungen gegen mich und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener
Leisewitz.

6.

[Herr Bibliothekar Dr. Heinemann in Wolfenbüttel hat die Güte gehabt, diese Briefe in eigenhändigen Abschriften dem Verfasser zugehen zu lassen, aus dessen Nachlasse sie, die bedeutungslosen bloß mit Angabe des Hauptinhalts, im Folgenden mitgeteilt werden.]

A. An den Rector Cunze zu Schöningen. Braunschweig, den 14. Januar 1804.

(Leisewitz bedauert, daß Cunze „die bewußte Stelle" nicht erhalten habe und gibt Ratschläge für dessen fernere Bewerbung.)

Schreiben macht Herr Hofrat Hemsen, welcher überhaupt an dem Vorhaben dieser Schrift über Leisewitz in dankenswerter Weise freundliches Interesse nahm, den Verfasser darauf aufmerksam, daß dem Kaiserschen Bücherlexicon zufolge eine deutsche Uebersetzung des „Guardian" unter dem Titel „Der englische Aufseher" in zwei Bänden bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienen ist, daß dabei zwar die Angabe des Jahres mangle, immerhin jedoch angesichts des obigen Briefes Leisewitz deren Verfasser sein könnte. Darnach möchte sich auch die Vermutung, daß dieser Brief an Vieweg in Berlin gerichtet sei, modificieren. Leider war es weder Hrn. Hofr. Hemsen, der deshalb in Stuttgart und München Nachfrage hielt, noch dem Unterzeichneten bisher möglich, jene Uebersetzung ausfindig zu machen. Anm. des Hrsg.]

B. An Eschenburg.

a.

Hannover den 25. 7ber 77.

Gar nachdenkliche und merkwürdige Worte sind es, tugendbelobter Herr Professor, welche unsre Großmütter oft von sich hören ließen:

Erst die Pfarre
Dann die Quarre,

und eben diese habe ich zu dem Gegenstande meiner heutigen Betrachtung erwählt. Meine Rede zerfällt von selbst in zwey Theile, und in den ersten werde ich von der Pfarre reden und auch hierin unserm Texte folgen, nachdem die Pfarre immer vorangeht.

Eine Pfarre bekommen heißt, wie ich mir aus dem, was ich in der christlichen Kirche sowohl von Landdrosten als Pfarrern gesehen habe, so viel als zu leben oder Geld bekommen, und dieses giebt mir auf die natürlichste Art Anlaß von W. Assignation zu reden. Ich habe sie noch nicht präsentirt, und wenn Sie daß Geld selbst eincaßiren könnten, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie das thäten, indem meine Pfarre jetzt so mager ist, daß mir 25 Thlr. für Ein Buch, und wenn es auch die rareste Polyglotte wäre, sehr viel vorkommt. Doch, wie gesagt, es muß Ihnen gleichviel seyn.

Was die Quarre betrift, so wünsche ich Ihnen tausendmal Glück. Seitdem ich Sie und Ihre liebe Braut kenne, ist mir erst der Vers aus dem Propheten Shakespear eingefallen:

He is the half part of a blessed man
Left to be finished by such a she [1]).

Vor unsre Freundschaft fürchte ich nichts. Sie sind nicht narrow-hearted, ich glaube in Ihren Herzen sind viele Wohnungen, wie in meines Vaters Hause, und auf die Art gewinnen wir noch dabey, denn man ist doch in einem Hause, worin eine Frau ist, mehr à son aise.

Beydes, die Pfarre und Quarre, geben mir einen trefflichen Uebergang von meinen Aussichten in Br(aunschweig) zu reden, wenn ich nur etwas davon wüßte, oder in Pfarrer-Styl zu reden: „ich könnte hierüber noch sehr vieles beybringen, weil aber die Zeit verflossen ist ꝛc. ꝛc.

Ihr Freund
Leisewitz.

b.

[Leisewitz ersucht um Eschenburg's Exemplar von Nicolai's „Reisen" für Hofrat Pierre. Br(aunschweig), den 4. Februar 1793.]

c.

[Giebt Ratschläge, die Bewerbung eines Hrn. Drube um eine Pfarre betreffend. Braunschweig, den 16. Februar 1798.]

---

[1]) König Johann II. Act, 2. Sc.



d.

Ich kann Ihnen, mein Theuerster, die lebhafte Besorgniß nicht verbergen, daß der in dem heutigen Stücke des Magazins abgedruckte Aufsatz über wohlthätige Gesellschaften, auf die Gesinnungen des Publici über die projectirte Armenpflege einen sehr nachtheiligen Einfluß haben werde, indem das Wesentlichste was dort gegen die wohlthätigen Gesellschaften gesagt ist, auch gegen die specielle Armenpflege gelten muß.

Eine Widerlegung dieses Aufsatzes dürfte nicht schwer seyn, allein ich bin überzeugt, daß auch die beste Widerlegung, wodurch natürlicher Weise die Sache zu einer, wahrscheinlich bittern Discussion käme, noch größern Schaden thun müßte als der widerlegte Aufsatz.

Da Sie wissen, wie sehr mir die Vervollkommnung unserer Armen-Anstalten an Herzen liegt, und ich Ihnen sagen kann, daß ich in meinen darauf unablässig gerichteten Bemühungen bis jetzt über meine Erwartung glücklich gewesen bin, so werden Sie mir mit Ihrer gewöhnlichen Güte den Wunsch verzeihen, daß eine etwa eingehende Widerlegung in der kurzen aber sehr critischen Zeit, die bis zur wirklichen Eröffnung der Anstalt noch verfließen wird, nicht in das Magazin ein gerückt werde.

Sie werden mich durch die Erfüllung dieser Bitte recht sehr verpflichten.

Braunschweig den 9. Januar 1801. — Ganz der Ihrige Leisewitz.

e.

[Fordert Eschenburg auf, an einem Cirkel zu gemeinschaftlichem monatlichen Mittagsessen teil zu nehmen. Braunschweig, den 26. Februar 1801.]

f.

Ich war schon, ehe ich Ihren gütigen Brief erhielt, mit mir darüber vollkommen einig, daß die bewußte Besorgniß größtentheils Hypochondrie sey und ich denke nunmehr, daß ich mir so etwas schon zu Gute halten muß, da Sie sogar auf den Gedanken kommen können, daß irgend etwas im Stande sey, meine Freundschaft gegen Sie zu vermindern.

Nein, mein innigst geliebter Eschenburg, daß kann nichts in der Welt, und ich bin vollkommen versichert, daß Sie in jedem völlig heiteren Augenblick davon ebenso sehr überzeugt sind, als ich es bin.

Meine Empfindung war reine Besorgniß, und ich würde auch diese nicht gegen Sie geäußert haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, der Wirkung einer Widerlegung vorbauen zu müssen, wobei ich Ihnen gestehen will, was ich dem Dr. Bücking nicht gestehen mögte, daß ich bei einigen Stellen auf den Verdacht kam, ein gutherziger Mann habe absichtlich so geschrieben, um sich demnächst zu widerlegen.

Da Sie mich auf etwas aufmerksam machen, woran ich freylich von selbst hätte denken sollen, daß Sie nemlich den Aufsatz nicht würden bekannt gemacht haben, wenn Sie nur die Möglichkeit des von mir befürchteten Mißverständnisses geahndet hätten, so ist es mir höchst wahrscheinlich, daß auch Andere nicht leicht auf meine Idee gerathen mögten, und scheint es mir unter

dieser Voraussetzung nicht rathsam, dem Publico merken zu lassen, daß nur irgend jemandem, zumahl von ihm über die Verdauungskräfte dieses Jemands nicht die gehörige Auskunft geben kann, eine solche Besorgniß hätte einfallen können. Daß Sie anjetzt zu sehen glauben, was ich vorhin zu sehen glaubte, kann ich mir aus Ihrer Freundschaft gegen mich und aus dem Interesse, daß Sie an dem Armenwesen nehmen, vollkommen erklären. Inzwischen überlasse ich es gänzlich Ihrer Entscheidung, ob Sie die Bekanntmachung, der hierbei zurückerfolgenden Note zweckmäßig halten.

Wenn ich meine Aufsätze über die Organisation des Armenwesens bisher in Händen gehabt hätte, so würde ich sie Ihnen längst mitgetheilet, und Sie um Ihre mir so wichtige Meinung darüber gebeten haben. Ich denke aber daß ich nunmehr Herr über diese Papiere werde.

Ich bitte Sie, mein innigstgeliebter Freund, an meine Freundschaft so fest, als an meine Existenz zu glauben.

Braunschweig
den 11. Januar 1802.

Ganz der Ihrige
Leisewitz.

g.

In dem 5. Stück des diesjährigen Hannövrischen Magazins, wird eine unter dem 16. Februar 1655 erlassene Hannövrische Verordnung:

wegen Abhaltung und Austreibung des Herrenlosen Gesindels, der Comödianten, Theriacskrämer, der landfahrenden Störger, so sich für sonderbare Aerzte ausgeben

angeführt. Hiernach scheint ein Störger wohl ein Marktschreyer und im Gegensatze der Theriakskrämer, wenn es anders die Verordnung so genau genommen hat, ein Marktschreyer zu seyn, der nicht bloß Arzneyen verkauft sondern sich auch mit Curen und Operationen befaßt. Der Ausdruck Marktschreyer kommt in der Rubrik der Verordnung nicht vor.

Braunschweig
den 16. Januar 1802.

Ganz der Ihrige
Leisewitz.

h.

Braunschweig den 26. November 1805.

Es hätte mir kein Beweis Ihrer Freundschaft, mein theuerster Eschenburg angenehmer seyn können, als den Sie mir durch Ihre so höchst verbindliche Bereitwilligkeit geben, mir Ihren Antheil an der hiesigen Wittwengesellschaft abtreten zu wollen.

Nehmen Sie dafür meinen innigen und herzlichen Dank!

Ich setze ebenso viel Vertrauen auf die Rechtschaffenheit des Schatzeinnehmers Hille als Sie und compromittire daher unbedingt auf sein Ermessen.

Noch einmahl meinen herzlichen Dank.

Ganz der Ihrige
Leisewitz.

Ich wünschte daß meine Frau von diesem Projecte nicht eher etwas erfahre, als bis es völlig realisirt ist.

7.

[Dem Verf. nachträglich durch die Güte des Hrn. Oberbibliothekar Lepsius in Abschrift mit der Bemerkung mitgeteilt, daß die Kgl. Bibliothek zu Berlin keine anderen Autographa von Leisewitz besitze.]

Inhalt: Leisewitz ersucht die Campesche Buchhandlung in Hamburg in einem „gehorsamsten Pro Memoria", ihm „Morton Eden's tr. on the poor London 1796. III Vol. in 4." zu übersenden. Braunschweig, 14. April 1802.

Inhalt.

